

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karl Domanigs gesammelte Werke

Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild von E. M. Hamann.
Literarisches Selbstporträt. Der Katholizismus in der Literatur.
Wanderbüchlein mit Nachtrag neuerer Gedichte. Der Abt von Fiecht. Eine
poetische Erzählung. Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung

Domanig, Karl

Kempten, 1914

Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild

Karl Domanig.

Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild
von E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfranken.

Es ist schön und erhebend, das eigene Volk immer wieder auf die vorbildlichen Großen, die alle kennen, hinzuweisen. Es ist noch schöner, noch erhebender, weil in sich verantwortlicher, Augen und Herzen dieses Volkes auf einen großen Vorbildlichen hinzulenken, dessen Ruhm sich nur mählich ausgestalten durfte, der zu jenen zählte, an denen Tausende lange vorübergingen und =gehen; der selber die Ernte der von ihm mit willigen Händen ausgestreuten Saat erst für eine fernere Zukunft erhoffen zu sollen glaubte.

Zu den bleibenden Freuden meines Lebens rechne ich, daß es mir vergönnt war, mit Erfolg ein erstes vereinheitlichendes Licht auf die rein menschliche sowie künstlerische Persönlichkeit des Mannes zu richten¹⁾, dessen Gesamtwerk wir in der vorliegenden Veröffentlichung mit Dank begrüßen.

1) In der 1909 bei Friedrich Alber-Ravensburg erschienenen Monographie „Karl Domanig. Eine Studie.“

Man hat mich sehr bald, schon zu einer Zeit, da ich mit dem Dichter kaum zweimal zwölf Stunden persönlichen Zusammenlebens geteilt hatte, zu den „Kennern“ Domanigs: nicht nur seines Schaffens, sondern auch seines Lebens und seiner Wesenheit, gerechnet. Ich habe nie über solche ehrende Zuerkennung zweifelnd gestutzt, so tief ich sie immer faßte. Bedeutende, geschlossene Charaktere wie diesen „kennt“ man freilich nicht so leicht. Domanig aber prägte stets in allem sich selber aus. Möchte man ihm ins Auge schauen oder sich in seine Dichtung versenken: immer war es die Vollpersönlichkeit eines Echten, eines lautereren, markigen Edelgesinnten, die sich in Blick und Wort, in dem Ergebnis einer begnadeten Schaffensstunde ausprägte. Freilich, um ihn, den Tiefgründigen, von warmer, offener Herzlichkeit, aber dennoch zutiefst herb-keuscher, zugleich leise humorvoller Zurückhaltung, ganz zu begreifen, mußte man ihn unmittelbar verstehen: in all den feinen Licht- und Schattenwirkungen seiner köstlichen inneren Aufgerecktheit, bis tief hinein in seines Wesens Kern, von woher das Eigentlichste, das Unvergängliche im Menschen sich auswirkt und ausstrahlt als ein für immer Gegebenes, Verliehenes und dennoch selbständig Erstrebtes und Erworbenes.

Man hat mich des öfteren fragen zu müssen ge-

glaubt, weshalb just ich, die dem meerumschlungenen schleswig-holsteinischen Flachlande Entstammte, diesen Sohn südlicher Berge als Mensch und Künstler so gut verstehe. Möglich, daß Tyroler- und Holstenart gut zusammenstimmen, wie die Einsamkeit des Meeresgestades und die der Hochgebirgswelt; möglich, daß Mutter Natur zwischen den wetterumwogten nordischen Küsten- und den Alpenbewohnern viel mehr starke Fäden wesensverwandter Zugehörigkeit geknüpft hat, als irgend jemand zu ergründen vermag. Tatsache ist, daß, als Karl Domanig und ich einander zum ersten Male (1909) gegenüber traten, dies bereits unter dem gegenseitigen Eindrücke des Verstehens und Verstandenwerdens geschah. Wir standen beide schon an der Altersschwelle, auf gleichem Weltanschauungsboden, hatten beide eine mannigfache, reiche Erfahrung hinter uns, wußten Menschen von Menschen, Geschehenes von Geschehenem zu unterscheiden, kannten und ehrten beide den Ernst des Lebens und liebten den Humor, den mit dem lachenden und dem tränenumflorten Auge. So kam es, daß wir bald um die lebenerkältende Etikette herumschifften und einander als Freunde — wie im bergenden Hafen — sahen, denen ist, als hätten sie eine lange Lebensstrecke mitkommen zurückgelegt, als wisse einer vom andern, auch ohne gesprochenes Wort.

Dem ersten Auge-in-Auge-Austausch folgte ein zweiter, etwas längerer im Frühjahr 1911; zudem gab ein reger Briefwechsel (Ende 1906 bis tief ins Jahr 1913) mir reichliche Gelegenheit, den Menschen und Dichter immer besser zu kennen und zu werten. Es lag nahe, daß er seinem Biographen gegenüber, dem er Vertrauen schenkte, vor allem sich auftrat über das, was ihm das Beste bedeutete: sein Geistes- und Gemütsleben, sein engeres und weiteres Vaterland, sein Familienheim, seine Weltanschauung. — In der persönlichen Gegenwart bekundete er sich mir sofort als geborener Dramatiker. Die nicht selten zu flammender Beweglichkeit sich steigernde Rede reihete, unterstützt von der sparsamen, aber unmittelbaren Gebärde, Eindruck an Eindruck von packend dramatischer Anschaulichkeit. Dabei kein Wortüberfluß, jeder Ausdruck stand stramm und fest auf seinem Platz. — An der kernigen Art sich zu geben hätte ich, auch ohne Vorwissen, alsbald den Tyroler erkannt; zudem war es unmöglich, den tyrolischen Akzent bei ihm zu überhören, ganz abgesehen von den dialektischen Wendungen, die sich ihm, dem Hochgebildeten, gewiß ebenso oft gewollt wie ungewollt gleich sprühenden Lichtfunken in den sonst durchaus beherrschten Redefluß mischten. Und erst, wenn er von seinem Tyrol sprechen konnte! Dem heiß, freudig, oft auch schmerzlich ge-

liebten, dem er sich ganz zu eigen bekannte, dem er ganz zu eigen war, dem Blute und der Seele nach.

Der nach eigenem Zeugnisse tyrolische Volksmann Karl Anton Domanig ging hervor aus tyrolischem Volkstum, der tyrolische Dichter aus dem tyrolischen Volke. Seine Ahnen freilich, während langer Jahrhunderte bis ins Mark kerndeutsch trotz des aufs Slawische weisenden Namens, lebten zunächst jenseits der tyrolischen Grenze, bis das Reis der Domanigfamilie dem tyrolischen Stamme für immer eingesenkt wurde: wann, wo, wie und auf welche weitere Entwicklung hin, erzählt das dieser Studie folgende „Literarische Selbstporträt“ des Dichters. Hier seien nur einige Ergänzungen gegeben:

Die Heirat der beiden Söhne des Urgroßvaters Elias Domanig mit den Töchtern des Postmeisters und Gastwirtes Rott von Schönberg am Brenner bahnte die Verbindung mit den vornehmsten der stets so angesehenen Tyroler Wirtsfamilien an. Elias, der ältere der Brüder, ursprünglich Kaufmann, wurde Nachfolger des Schwiegervaters und durch Ehrenwahl Gerichtskassier von Stubai. Er genoß des Sandwirtes volles Vertrauen, beherbergte und förderte ihn durch Rat und Tat unmittelbar vor dem Aufstande und zumal vor den Schladten am Berge Isel, erlitt Plünderung, Gefangenschaft sowie schädigende Mißhand-

lung und galt seinem Lande mit Recht als Held und Märtyrer der heiligen Sache.

Der elfte seiner fünfzehn Kinder: Johann, der als Knabe auf Hofers Knien geritten hatte, ließ sich 1827 als Kaufmann in Sterzing am Eisak nieder, wo er ein Haus und Handelsgeschäft ankaufte, wachsenden Wohlstand und allgemeines Ansehen erwarb (er wurde wiederholt zum Gemeinderat gewählt) durch seine Berufs- und Charaktertüchtigkeit, seine kernige Frömmigkeit und echte Güte. Bei aller Friedensliebe durchglüht von Patriotismus, kam der bescheidene, auch in der Bildung kindlich einfache Mann doch nicht über die der nationalen Erhebung folgenden schweren Enttäuschungen für Land, Volk und Familie genügend hinweg, um sich zu den wenigen zu stellen, die damals schon das geleistete, an sich und in den Folgen gewaltige heimische Heldentum vollauf zu würdigen wußten. — Seit 1842 verwitwet nach neunjähriger erster Ehe mit der Kaufmannstochter Anna Freiseisen, gab er 1848 seinen fünf Kindern eine Mutter wieder in Juliana Obrist, Tochter des hervorragenden Freiheitskämpfers Anton Obrist, Stögerbauer zu Stans im Oberinntal, Vater des tyrolischen Bauerndichters Hans Obrist, Verfassers der beliebten volkstümlichen (neuhochdeutschen) Gedichtsammlung „Zither und Schwert, Zeitbilder des Jahres 1848“ und Oheim des

ebenfalls als Lyriker und Erzähler bekannten Johann Georg Obrist, der frühzeitig auf Karl Domanig poetisch einwirkte, sogar selbst einige Gedichte des Kindes veröffentlichte.

Den stärksten, unmittelbarsten Einfluß auf den Knaben übte die Mutter selbst, die ihm am 3. April 1851 als ihrem zweiten Kinde und ältesten Sohne das Leben schenkte¹⁾. Stets hat er das Andenken beider Eltern hochgehalten, wie ihm überhaupt der Zug mustergültiger Familienpietät anhaftete²⁾. Aber klar und tief dankbar hat er es immer wieder ausgesprochen, daß er das ausschlaggebende Beste seiner Veranlagung der Mutter schulde. So heißt es in dem Gedichte „Meiner Mutter. Zur Feier ihres 80. Geburtstages“ (Wanderbüchlein), des guten, trefflichen Vaters Beispiel, still und gesetzt, schwebt ihm heute

1) Er hatte fünf Stief- und sechs eigene Geschwister; von allen überlebte ihn nur die um fast zwei Jahre ältere eigene Schwester Julie verw. Frau Prof. Dr. Wolf-Junsbrück.

2) Das bezeugen auch seine monographischen Arbeiten über Anton Obrist, Elias Domanig und die der Familie Domanig verwandten „Kronenwirtsleute von Hall“: „Jos. Ign. Straub und Rosa Straub“ (S. 21. und 22. Bändchen der ges. schichtl. Sammlung „Anno Neun“, Verlag der Innsbrucker Vereinsbuchhandlung); ferner „Anton Obrist, Stögerbauer in Stans“ (1. Heft der Zeitschrift „Die Kultur“ 1908); endlich „Zur Ehrenrettung des Joseph Ignaz Straub“ („Unterinntaler Bote“ vom 13. Mai 1911).

noch vor, doch der Mutter, die ihn geboren und sorglich erzogen, verdanke er gewiß das meiste, das er besitze:

Viel am Körper und mehr am Geiste: den Sinn für das Schöne Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann, (Nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!) Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet. Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei, durch das Erbe, Das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden.

Die schlichte, hochsinnige Frau hatte als einzige „Ausbildung“ den zweimaligen Winterunterricht einer Dorfschule genossen, sich aber späterhin derartig selbstständig innerlich aufgebaut, daß geistvolle Männer wie Professor Schönach, Alois Flir und Hermann von Gilm ihre Gesellschaft suchten, dieser ihr auch zahlreiche eingehende Briefe von Bruneck nach Schwaz schrieb.

Sowohl Johann wie Juliana Domanig erzogen ihren Sohn in der Tradition der Kirche und des Vaterlandes, lehrten früh sein Herz für beide sich aufstun. Als Jüngling (s. auch „Literar. Selbstporträt“) hat er vorübergehend einen Kampf gegen Zweifel und Freigläubigkeit bestehen müssen, um dann freilich um so fester auf dem geheiligten Boden Fuß zu fassen; der Liebe zur Heimat aber ist er unentrückbar treu geblieben. — Der in Landschaftlicher Schönheit prangende Boden, auf dem seine Kindheit sich entfaltete,

war gesättigt und umwoben von historischen Erinnerungen. Der Dichter selbst hat uns gelegentlich des Jubiläumsjahres, da auch sein Heimatstädtchen ein Erinnerungsdenkmal an die große Zeit aufrichtete und enthüllte, über die einschlägige Bedeutung Sterzings in der ihm eigenen markig-innigen Weise berichtet (Reichspost, Morgenblatt 29. Juli 1911, „Sterzing im Jahre 1809“). Die historische Bedeutung der Stadt und Umgebung entwirft er da in plastisch überzeugenden Strichen. Nachdem er den Heldenmut einzelner Persönlichkeiten dargetan hat, bemerkt er: Zumeist seien es ja außer uns liegende Umstände, die nicht den sittlichen Wert, wohl aber die Folgen, die historische Tragweite unserer Handlungen bedingen. Für Sterzing falle da insbesondere dessen zentrale Lage in Betracht und die durch den Tauferpaß vermittelte Verbindung mit Passeier, dem Heimattale Andreas Hofers. „Die Ereignisse in Sterzing haben, eben weil sie sich im Herzen des Landes abgespielt, eine größere Bedeutung als etwa die Gefechte an den Grenzen Tyrols, am Struberpaß oder an der Lienznerklaufe, und für das Leben des Sandwirtes ist die Talsohle von Sterzing zum Schauplatz seiner wichtigsten Handlungen geworden.“ Und nun fallen die wichtigsten Hammerschläge des Historikers:

Im Mai sei Sterzing vom Sandwirt zum

Sammelpunkt des Landsturmes bestimmt worden. Von hier aus habe er selbst seine Unterhandlungen mit den österreichischen Generalen Chasteler im Pustertal und Buol am Brenner angeknüpft, um sie zum Verbleiben zu bestimmen; von hier aus habe der Oberkommandant in einem „Karrner Wagele“ den Weg zum Berge Isel angetreten. Und vollends „in jenen heißen Augusttagen“ sei die Entscheidung recht eigentlich in Sterzing gefallen. Denn wenn auch schon die Affären im Pustertale und an der Pontlaßbrücke die Strategie des Feindes durchkreuzt hätten, seine Niederlage sei in der Talenge zwischen Sterzing und dem Brigener Klausel besiegelt worden. Hier, wenn irgendwo, habe die Kriegskunst Roupers und des Herzogs von Danzig völlig versagt; als ein (entmutigter) Geschlagener, fluchtartig und in heillosem Wirrwarr sei Marshall Lefebvre nach Innsbruck zurückgekehrt, und man dürfe vielleicht behaupten, daß schon damals, noch vor dem 12. und 14. August, der allgemeine Rückzug des Feindes beschlossene Sache gewesen sei. „Um aber nun von Andreas Hofer zu sprechen: Hier in Sterzing hat der Sandwirt im Jahre 1809 zum erstenmal den Kampflatz betreten. Hier hat er im Mai das Oberkommando übernommen, und zu Sterzing hat er es auch zurückgelegt, in jenem vom

8. November datierten Aufruf, von dem er freilich später („I han nit anders könnnt,“ wie er sich in einem gleichen Falle zu Danen äußerte) wieder abgegangen ist.“ Und jetzt der Schlußsatz: „Den geheiligten Berg Isel ausgenommen, auf dem sich immer der letzte Akt jedes einzelnen Schauspieles abgespielt, gibt es keine Gegend in Tyrol, die für die Geschichte des Landes im Jahre 1809 von größerer Bedeutung gewesen wäre. Die Sterzinger haben ein volles Recht, an diese Bedeutung ihrer Heimat durch ein Denkmal zu erinnern, sie haben doppelt recht, weil sie selber sich die Ideale, für die ihre Vorfahren gekämpft, in beispielhafter Treue bewahrt haben.“

Da sehen wir den warmen patriotischen und lokalpatriotischen Stolz des Sprossen eines heroischen Geschlechtes und des Sohnes eines in geschichtliche Erinnerung eingebetteten Städtchens, dem nicht er, sondern das — nach seinem Gefühl — ihm Glanz verleiht. Nirgends konnte ihm, eben kraft dieses von ihm aufs treueste gewährten Bewußtseins organischer und seelischer Zugehörigkeit, höhere Ehre erwiesen werden als dort. Dafür zeugt die folgende, vom 27. März 1911 datierende Stelle aus unserer Korrespondenz: „Jetzt, das muß ich Ihnen doch mitteilen: meine Vaterstadt Sterzing hat mich zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Wissen Sie, daß mir diese

Überraschung eine der größten Ehrungen bedeutet, die ich mir denken kann — die ich mir hätte träumen lassen?! Sehen Sie, wenn das Alter heranhumpelt, dann gibt's so allerlei! Als wenn uns der I. Gott entschädigen wollte für die beschwerlichen Tage . . . Wenn das jetzt mein Vater, der selber ja lange im Stadtmagistrat saß, wenn das meine Mutter erlebt hätte!"

Ja, das „Tyrolerblut saß" ihm je und je „im Blute": mit seiner glühenden Liebe zur Heimat der Scholle und des Vaterlandes, mit der drängenden Lust schon des Kindes zum tapferen Dreinfahren. Das Kriegsjahr 1859 kam — da sah der Achtejährige zum erstenmal einen Durchzug von Truppen: der österreichischen gen Italien, und der helle Junge machte sich zum „militärischen" Führer seiner Schulkameraden, wie es das „Literarische Selbstporträt" erzählt. 1866 wiederholte sich das nie vergessene Schauspiel — und der Fünfzehnjährige wäre brennend gern mitgezogen als Tyroler Schütze! Das aber sollte nie sein trotz aller Sehnsucht nach „heißem Männerkampf". Ein guter Schütze war er von früh an. Der Vater sah die eigene Jagdlust als Erbteil aufblühen im Sohne, da schenkte er dem Zwölfjährigen eine Flinte zu persönlichem Besitz. Der Junge aber wußte nichts besseres als in die Berge zu steigen

und trotz der ihm fürs Leben anhaftenden Kurzsichtigkeit falkenäugig mit seinem Geschoß einen fast zwei Meter klasternden König der Lüfte aus seinem stolzen Reiche herunterzuholen — eine Vorbedeutung gehobenen Sinnes, achte ich, für die Zukunft des Mannes.

Zuvor hatte die Gesundheit des zehnjährigen Bübchens den Eltern Sorge gemacht; so schickten sie ihn zur Erstarkung nach Siecht bei Schwarz in die Vorbereitungsschule des dortigen Benediktinerklosters. Dann folgten drei Jahre am Brigener Gymnasium, des weiteren — wegen etlicher Studentenstreichelein — zwei am fürsterzbischöflichen Borromäum in Salzburg. Hier befiel ihn zunächst das Heimweh, dann der durch Homer genährte poetische Drang. Er schmiedete lateinische Verse, denen Iyrische in der Muttersprache folgten. Am 24. Juni 1866 kam eine neue, mächtige Anregung. In der vierten Gymnasialklasse war deutsche Schularbeit angesetzt. Der Professor ließ auf sich warten. Endlich erschien er leuchtenden Angesichtes: „Kinder, ein großer Sieg ist erfochten! Erzherzog Albrecht hat bei Custoza gesiegt. Schreibt jetzt ein Danklied — eine Hymne — was ihr wollt!“ Und Professor Jos. Gäßner erzählt in der Lebensskizze seines Freundes (Dichterslimmen XII. Jahrgang 1897, 2. Heft): „Der Schü-

Ier Domanig schrieb ein gereimtes Gedicht, über das der Professor staunte, das im ganzen Professorenkollegium die Runde machte." So hatte der patriotische Geist den ersten größeren dichterischen „Wurf“ in ihm gezeitigt.

Zur Belohnung für geübten Fleiß nahm der Vater den Sechzehnjährigen in die engere Heimat zurück und schickte ihn Herbst 1867 ins Meraner Konvikt. Hier stieg an seinem Glaubenshimmel jene drohende Wolke auf, von der das „Literarische Selbstporträt“ berichtet. Gefährliche Lektüre und gefährliches Beispiel! Kein Wunder, daß der Mann Domanig immer beides so feurig bekämpfte. Für den Jüngling war es letzten Endes ein Glück, daß ihm 1869 die Veruneinigung mit einem Erzieher den Meraner Aufenthalt unterbrach. Nun folgte ein Intermezzo des Privatstudiums daheim, das ihm die Bewältigung des siebenten Kursus glänzend, zugleich auch sonst Unschätzbares sicherte: die Zurückerringung seines positiven Glaubens und die Neugewinnung eines bewußten tiefen Verständnisses des heimatischen Natur- und vor allem Volkslebens. Denn zuerst in jenen Tagen ist er in dieses tatsächlich besitzergreifend eingedrungen, und eben dadurch erwuchs die Grundlage der bewundernswerten Lebensstreu, die alle seine Zeichnungen des typisch und individuell gegliederten

Volkscharakters beseelt. Er selbst pries von da ab diese Zeit, da er „selbständig denken und arbeiten lernte“, und da er eng verkehren durfte mit dem „homerischen Bauernvolke“ der Sterzinger Gegend, in dessen Denk- und Sprechweise er sich unmittelbarer denn je einfühlte, als „eine der schönsten seines Lebens“. Das neue Ankerwerfen im Glaubenshafen verdankte er gewiß zum Teil dem Umgang mit diesen kernhaften, treuen Söhnen der Kirche, wenn auch nicht zuletzt einem begeisterten Studium Dantes, von dem er damals zwölf Gesänge auswendig lernte, und vor allem der religiösen Atmosphäre des elterlichen Hauses.

Dieses traf vor dem Abiturium des Sohnes ein schwerer Verlust, den Karl Domanigs „Familien-Kalender“ folgendermaßen bezeichnet: „Am 1. April 1870 um 4.10 nachm. ist mein teurer Vater Johann Domanig in Sterzing eines beneidenswerten Todes verchieden, 70 Jahre alt.“ Im Herbst löste die Mutter sich von Haus und Geschäft (die beide ein Stiefsohn, Johann, übernahm), um — im Verein mit ihren drei Töchtern Berta, Ottilia und Paula, sämtlich jünger als Karl, den neugebackenen Hochschüler auf die Universität Innsbruck zu begleiten. Die katholische Verbindung Austria verzeichnete am 24. Oktober in ihren Annalen: „Bemerkenswert ist die

heutige Kneipe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen stud. phil. Karl Domanig vulgo Gök, welchen der Senior med. August Lieber vulgo Bertha selbst wegen Unwohlseins des Fuchsmajors med. Deluggi rezipierte. In der Folge dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Fidelität unter Äsops (Dr. Jehlys) gemüthlichem Kneippräsidium.“ Die „große Fidelität“ sollte sich für den derartig herzlich Bewillkommeneten als eine Art Vorbedeutung erweisen, da für ihn nicht nur das philosophische Jahr, sondern auch noch das nächste Semester unter diesem — so gut wie ausschließlichen — Zeichen stand. So wurde es denn zunächst mehr ein fröhlich-reiches Studenten- als Studienleben. Rasch avancierte der alsbald durch seine gewinnende Schneidigkeit und goldene Heiterkeit durchweg beliebte Fuchs zum „Bibliothekar und Bierzeitungs-Redakteur“, zum „Generalredner der katholischen Studentenschaft“ und zum vorzüglich repräsentierenden Senior, dem schon damals Echtheit und Gedrungenheit des Gefühls, Klarheit der Anschauung, Knappheit und Wucht des sprachlichen Ausdrucks, „Begeisterung für Religion und Vaterland“ obenan stand.

Unter den Kommilitonen traten ihm besonders nahe: sein Leibbursch, der später als Hochlandsänger berühmt gewordene August Lieber, sein Mitfuchs Alois

Reichlin († 1913), Sproß eines schwäbischen Patriziergeschlechtes, den er während dessen langjähriger Pfarrhelferschaft in Gersau am Vierwaldstätter See wiederholt, zuletzt 1911, besuchte, und den er auch durch mich 1909 während eines längeren Aufenthaltes in Beckenried „mit Gözens treuesten Grüßen“ aufsuchen ließ, — es war eine Freude, die Augen des wackeren Mannes in Rührung und Stolz bei Nennung des teuren Namens aufleuchten zu sehen.

Ein glanzvolles Trio in der Geschichte der Austria bildete Karl Domanig mit dem ihm eng befreundeten späteren Landtags- und Reichsratsabgeordneten Landeshauptmann und Minister a. D. Geheimrat Dr. Alfred Ebenhoch, † 1912, und (Dr.) Adolf Bruder vulgo Schmed, † 1896 als Kustos der Universitätsbibliothek Innsbruck, der gelehrte Herausgeber der ersten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft. Mit Ad. Bruder, der das erste Lebensbild seines Freundes für den Jahresbericht der Görres-Gesellschaft schrieb, pflegte Karl Domanig später jedes Jahr Fußwanderungen durch Tyrol und die Schweiz zu machen, zu genießen; mit ihm hatte er sich auch 1873 einen gemeinsamen Gang auf den Parnas geleistet, indem beide zu Karl Domanigs apologetisch gehaltener Broschüre: „Eine katholische Burschenschaft“ („Austria“) einen Anhang herausgaben: „Scho-

larenlieder“, zusammengestellt aus den poetischen „Bierpillen“, an deren Erzeugung u. a. Lieber, Seeber und Ebenhoch, nicht zuletzt aber die Veröffentlicher selbst sich beteiligt hatten. Der lebensfrohe, zugleich überzeugungs feste Student spricht daraus, wie sich besonders des einen viel später Prof. Genelin gelegentlich einer Besprechung des „Tyroler Freiheitskampfes“ erinnerte: „Wer Domanig als Universitätsstudenten gekannt hatte, dem tritt bei der Lektüre dieses seines herrlichen Dramas der alte „Götz“ lebhaft vor die Seele. Da ist nichts Gesuchtes und Erkünsteltes; da ist Geist von seinem Geiste! Man glaubt seiner schneidigen konzisen Rede von damals zu lauschen; man fühlt die ihm eigene Begeisterung für Religion und Vaterland, oder sagen wir für echtes Tyrolertum heraus, mit welchem er, ein Jüngling noch an Jahren, andere zu entflammen wußte.“ Kein Wunder daher, daß bald der gesamten Verbindung etwas „ganz Besonderes, Ewig-Jugendliches“ aufgeprägt wurde, daß sie, die all den Ihren „zur Poesie“ geworden war, ein „warmer Hauch biederer, fröhlicher Innerlichkeit umwob“ (Archivrat Dr. J. Weiß-München).

Aber neben die Freuden der Burschenherrlichkeit trat mählich die gebieterische Forderung der Pflicht. Es galt, Aussicht zu halten nach dem Wege,

auf dem die Männertugend konsequenter Arbeit am besten geübt werden könne; es galt, diese Arbeit selbst fester ins Auge zu fassen. So entschloß sich denn Karl Domanig, das vierte Semester möglichst fleißig in Straßburg zu verleben. März 1872 ging es also ins Reichsland zu juristischen, desgleichen zu — vorwiegend selbständigen — literar- und kulturhistorischen Studien. Er, der unbewußt schon als Kind, bewußt als Jüngling durch die Freundschaft mit tyrolischem Bauerntum in die Urgründe auch des Deutschtums geraten war, wurde hier in der altglorreichen elsässischen Hauptstadt seiner deutschnationalen Zugehörigkeit lebendig inne. — Auf der mancherlei Umwege beschreibenden Rückreise über Metz, Nancy, Brüssel, Antwerpen, Köln und Mainz empfing und verarbeitete er viele künstlerische Eindrücke, besonders seitens der niederländischen Schule. Immer schon hatte es ihn, den sowohl zeichnerisch wie poetisch stark Begabten, zur Kunst gezogen; bereits als Salzburger Studentlein nahm er sich vor, entweder ein großer Dichter oder — Maler zu werden.

Wieder zu Innsbruck eingetroffen, hörte er ein Entscheidungswort des Schicksals. Das Familienvermögen hatte durch so unvermittelten wie unverschuldeten Schlag erheblich gelitten, und die Mutter verlangte es jetzt um so mehr nach baldiger Been-

digung der kostspieligen Studien des Sohnes. Dieser sah selber ein, daß es mit der bisherigen Regellosgkeit seiner Tätigkeit nicht so weiter gehen könne, und „die Furcht, sich selbst zu verlieren“, packte ihn heilsam. So entschied er, der nichts halb tun wollte, nach Rom zu gehen. Mitte Oktober 1873 nahm ihn dort das Collegium Germanicum als Konviktor auf, trotz seiner Erklärung, daß er den geistlichen Beruf „noch nicht“ in sich spüre. Er durfte auch bleiben, um, inzwischen völlig über sich klar geworden, in Ausnahmestellung seine philosophischen Studien an der Gregoriana abzuschließen.

Während der zwei „römischen“ Jahre besann sich Karl Domanig überhaupt endgültig auf sich selbst. Er lernte Selbstzucht und Dauersleiß aus dem Grunde und fand seinen Doppelberuf: Als Priester konnte er seinem heißgeliebten Lande nie ein vates, ein (seherischer) Führer sein, aber als Dichter und Gelehrter, als letzterer zumal der kunsthistorischen Forschung, wollte er es werden. Auf beiden Gebieten, angesichts unvergleichlicher Geschichts- und Kunstdenkmäler aus der antiken und christlichen Welt, entwickelte er sich zielsicher schon jetzt. Er bildete seinen Stil an mittelalterlicher Literatur, an Homer und Manzoni's Meisterwerk, das er bis in seine letzten Tage immer wieder zu lesen liebte, an volkstüm-

lichen Neuzeitlichen wie Jeremias Gotthelf, Hebel, Alban Stolz und Hansjakob. In Rom zuerst lernte er „ein Gedicht hinwerfen“: im besten Sinne des Wortes, ohne jedwelchen Zwang, in vollkommener innerer Freiheit. Er schuf hier den Eingang („Braut des Vaterlandes“, 1874) zu seiner mächtigen Trilogie, drang vor in Auffassung und Darstellung, läuterte sich aufwärts zu reifer, großer Lebens- und Weltanschauung.

Mit dem philosophischen Doktorhut kehrte er, hochbefriedigt durch den italienischen Aufenthalt, aber seines Throler- und Deutschtums dankbar froh, 1875 zu den Seinen nach Innsbruck zurück, um sich für die nächsten Jahre, auf Anregung des ihm befreundeten Universitätsprofessors Dr. J. von Zingerle, in Forschungen über Wolfram von Eschenbach zu vergraben, der es ihm in seiner kernhaften Frömmigkeit und Größe für immer angetan hatte. Die Frucht dieser Arbeiten erschien 1878 und 1880 in zwei Hefen bei F. Schöningh-Paderborn als „Parzival-Studien“. Das erste wurde 1911 nach Umarbeitung in der Wiener „Kultur“ veröffentlicht unter dem Titel „Die Entstehung von Wolframs Titirel“. In einer sehr selbständigen Untersuchung gelangt Domanig hier zu dem Ergebnis, daß der in seinen zwei Teilen recht widerspruchsvolle „Titirel“ dem zunächst

hochgepriesenen, später aber als unwürdig erkannten Gegenstände der ersten Minne des Dichters gelte und in Wolframs Jugendzeit falle: in die Periode nach der Entstehung des zweiten Buches des Parzival, den der Dichter, im sinnfälligen Gegensatz zum „Titirel“, der geliebten Gattin widmete, mit der ihn eine beglückende Ehe auch zutiefst seelisch verband (s. über dies alles Domanigs 1898 erschienene Abhandlung „Wolfram von Eschenbach und seine Gattin“).

Das zweite der oben erwähnten Hefte nannte sich nach ebenfalls erfolgter Überarbeitung (1906 1. Heft der Wiener „Kultur“) „Der Gral des Parzival“. Es ist sehr bedeutsam für des Autors religiöse Auffassung und Durchdringung dieses gewaltigen christlichen Heldenjanges, dessen „Verschmelzung von Romantik (Mystik) und Scholastik, der beiden Strömungen der Geisteswelt seiner Zeit“, es feststellt, um dann auf die Wesenheit des Grals im Parzival einzugehen. Der Gral an sich ist für Domanig einerseits, im weiteren Sinne, der glückselige Gesamtzustand auf Munsalvaesche: „das Königtum des Gral“, anderseits, im engeren Sinne, das Heiligtum auf Munsalvaesche: der Gralstein, von dem die Graldiener „leben“ — der stein ist ouch genant der grâl. Hier die Hauptschlußfolgerungen, zu-

nächst hinsichtlich des Munsalvaesche: „Wenn es unserem Dichter recht eigentlich darum zu tun gewesen wäre, ein zweites Bibelparadies zu schaffen, welches nur eben dem Charakter seiner Erzählung und dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprach, so konnte er unmöglich ein anderes, ein mit den theologischen Vorstellungen vom Paradiese übereinstimmenderes schaffen als eben nur sein Munsalvaesche, sein Königstum vom hl. Gral. — Aber man darf noch weitergehen: Wenn Wolfram in seinem Graltum einen in jeder Hinsicht vollkommenen Glückszustand schildern wollte, in welchem der Mensch sich der Gnade Gottes und aller irdischen Güter erfreut, und in welchem alles das, was das ganze Weltalter als Folgen der Erbsünde (und nur als das) bezeichnet, beseitigt erscheint, dann konnte er vernünftigerweise nicht anders, er mußte auf das Paradies der Bibel zurückgreifen, weil seinerzeit nur im Paradiese ein derartiger Zustand denkbar war. Munsalvaesche bedeutet die volle Wiederherstellung des ursprünglichen adamitischen Zustandes: das wahre, neutestamentliche Paradies.“

Ferner hinsichtlich des Gralsteines, des Symbols der Taufe und der Eucharistie: „Der Gral, schon nach seinen äußerlich wahrnehmbaren Eigenschaften zu schließen, kein natürlicher Stein, son-

dern ein Sinnbild, versinnbildet einmal jenes Geheimnis, das den Engeln zur Probe ihres Gehorsams vorgelegt worden war; was das wäre, wußte das Mittelalter: der Ratßluß der Erlösung; — er versinnbildet ferner dasjenige, was Christi Tod und Auferstehung bewirkt hat, was ist das anders als der Ratßluß der Erlösung? — er versinnbildet weiter, was den Christen zuteil geworden, den Heiden vorenthalten ist, und endlich dasjenige, was gerade am Karfreitag seine Machtfülle äußert. Was ist das? — Wolfram hat ein Töchterchen besessen, das er, wie man annimmt, in der Prinzessin Obilot geschildert hat, ein reizendes Backfischlein: ob der Dichter die Lösung unseres Rätsels nicht sogar seiner kleinen Obilot zutrauen konnte?“

Nach diesem wird uns der Ausspruch des hervorragenden Parzivalkenners San Marte klar, daß zum Verständnisse des Parzival gar nicht genug Theologie zu Hilfe genommen werden könne; zugleich leuchtet uns die Urtiefe der religiösen Auffassung Domanigs entgegen, wenn wir im Schlußpassus seines Gral-Erkurses lesen: „Was hinderte den Dichter, anzunehmen, daß durch eine besondere Gottesgnade in einem vereinzeltten Falle die sämtlichen Folgenübel der Erbsünde, die Verderbtheit der Natur, alle Mühsal des Lebens, ja selbst der Tod

aufgehoben wurden, und so das volle, wahre Paradies auf Erden in Munsalvaeche wiedererstand? Der Gedanke ist sehr einfach: Der Gral das Symbol der Erlösung; Munsalvaeche die Frucht der Erlösung, aber nicht bloß in seelischer, sondern durch eine besondere Gottesgnade auch in leiblicher Hinsicht: mithin in Wahrheit das wiedererstandene neutestamentliche Paradies. — Ist das nicht einfach und klar genug und — nicht groß genug für einen großen Dichter?“

Noch ein mittelalterlicher Dichter hatte es unserem Forscher „angetan“: Walthar von der Vogelweide. Hier sei gleich bemerkt, daß Karl Domanig 1889 einen interessanten Beitrag zur Lösung der Walthar betreffenden Heimatfrage veröffentlichte: „Der ‚Klosenaere‘ Walthers von der Vogelweide“, in dem er den Geburtsort des berühmten Minnesängers nach Südtirol in die Umgebung des Städtchens Klausen verlegen zu müssen glaubte.

Alle diese Arbeiten hatten Domanigs „tyrolische Denk- und Gemütsart“ gestärkt und gefördert; sie unter den eigenen Landsleuten immer mehr beleben zu helfen, war sein Wunsch und sein Ziel. Als ein Erfüllungsmittel griff er, der sonst jedes Redaktionsangebot mit „Lieber Holzhacker als Journalist!“ ablehnte, die Aufforderung des Pustet'schen Verlages

auf, sich der Herausgabe des von diesem neugegründeten „Tyroler Kalenders“ zu unterziehen. Das „Literarische Selbstporträt“ sagt uns, welche wichtige Bedeutung er seiner nunmehrigen Tätigkeit beilegte. Er führte denn auch das Unternehmen, das man als das beste seiner Art bezeichnet hat, drei Jahre lang (1878–1881) mit steigendem ideellen Erfolge, stützte es durch eigene wertvolle Beiträge und durch Anwerbung eines hochstehenden Mitarbeiterstabes.

Zur Weckung und Erstarkung des allgemeinen tyrolischen Geschichtsinnes erfand er auch 1878 jenes historische Kartenspiel, von dem uns das „Literarische Selbstporträt“ gleichfalls berichtet; ergänzt sei, daß Domanig selbst diesen „Tyroler Karten“ eine Erklärung des geschichtlichen Spieles beigab.

Ausflüge zu Verwandten, Freunden und Bekannten, Reisen in nähere und weitere Ferne brachten erquickende und belehrende Abwechslung in den straffen Gang der Berufsarbeit. Einmal kam Domanig zum Besuche zweier Studiengenossen in die Schweiz, zweimal nach Italien: 1879 von Triest aus, wo er den Schwager Prof. Wolf begraben hatte, an die oberitalienischen Kunststätten, 1880 durch staatliches Stipendium zur Fortsetzung der im Jahre vorher begonnenen Forschungen auf vier Monate

nach Toskana, Umbrien, Rom, endlich auch nach Wien, wo er sesshaft werden sollte. — Daheim, zu Innsbruck, hatte er sich im Umgang ziemlich zurückgezogen, doch verkehrte er mit politischen Führern, mehr noch mit Gelehrten und Künstlern, unter diesen vor allem mit einem bedeutenden Schüler des großen Meisters Cornelius: dem landsmännischen Kirchenmaler Franz Plattner († 1887), dem er nicht nur als Kunsthistoriker, sondern auch als darstellender Dichter viel befruchtende Anregung verdanken lernte. Eine nahezu sohnliche Liebe verband Karl Domanig mit dem fast erblindeten Statthalter von Oberösterreich und Salzburg, Dr. Alois Fischer, der von dem jungen Freunde Großes für die Zukunft erwartete, — er sollte sich nicht getäuscht haben.

Zu Wien, wohin ihm Dr. Ad. Bruder (an die Universitätsbibliothek) vorangegangen war, eröffneten sich dem jungen Gelehrten allerlei Ausichten, gewiß nicht zuletzt durch Dr. Fischers gütige Fürsorge. Er fand freundliche Aufnahme und Förderung seitens hervorragender Persönlichkeiten und Familien, so bei Erz. Baron Helfert und Baron Giovanelli, so im Hause Führich-Wörndle, Hofrat Onno Klopp u. a. m. Gegen Ende des Jahres 1881 wurde ihm der kunst- und literarhistorische Unterricht für die Kinder des Herzogs Philipp von Württemberg: die

Herzoge Albrecht und Ulrich sowie deren Schwester Herzogin Marie Amélie († Dezember 1883), später noch für mehrere andere jugendliche erzherzogliche Mitglieder der kaiserlichen Familie, darunter zuletzt die Tochter des unglücklichen Kronprinzen Rudolf, anvertraut: ein verantwortlicher und mühevoller, auch in mancher Beziehung notwendig entsagungsreicher Posten, den er einundzwanzig Jahre mit Erfolg und äußerster Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Von vornherein fühlte er, daß er Einfluß auf die Herzen seiner (im ganzen neun) Schüler gewinnen könne und werde; einige haben ihm auch tatsächlich in Treue ein dankbares Gedächtnis zu wahren gewußt, an erster Stelle wohl der als Thronfolger so schrecklich hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand, der nie versäumte, bei geeigneter Gelegenheit Dritten gegenüber zu betonen, wie sehr er dem einstigen Lehrer hinsichtlich der Weckung und Ausbildung seines (bekanntlich außerordentlich regen) Kunstsinnes verpflichtet sei. — Unterm 30. Dezember 1881 vermerkte Karl Domanig in dem neuerdings „endlich wieder begonnenen“ Tagebuche: „Ein bedeutender Tag, insofern ich heute (8—9 Uhr früh) im Palais Württemberg das erste Mal Unterricht erteilte. Seltsam! Die Nibelungenausgabe (und Übersetzung) von K. Simrock ist das einzige Buch, welches mir mein

I. sel. Vater selbst persönlich gekauft und überbracht hat. Als wie ein Segen des Vaters erscheint es mir, daß ich nun gerade mit den Nibelungen meinen Unterricht und damit vielleicht ein neues — glücklicheres Stadium meines Lebens beginne. Vielleicht! . . .“

Er hatte allerlei zu kämpfen, ohne des Dankes gegen Gott je zu vergessen. Seine Arbeiten, so fleißig er war, verschafften ihm keinen genügenden Lebensunterhalt; der Unterricht verlangte viele Vorbereitungstätigkeit; das Leben in der Großstadt war bei aller Sparsamkeit teuer, und den Seinen daheim, die schon so viel Geduld geübt und Unterstützung geleistet hatten, wollte er so wenig wie möglich beschwerlich fallen. Die Mutter sehnte sich, den Sohn als gesicherten Beamten und Familienvater glücklich zu sehen. Er selbst erkannte die Unabweisbarkeit dieser Forderungen der Klugheit und des Herzens und suchte sich demgemäß umzutun. So entstand einiges Hin und Her der Gefühle und der Pläne. Eine Freude gab's, als im November 1882 die jüngere Schwester Paula eintraf, um dem Bruder den Haushalt zu führen.

Aber das Rechte war es noch nicht. Es sollte kommen. Um Ostern desselben Jahres hatte es sich schon wie im ersten Lichtstrahl angekündigt. Bei einer kleinen „Austria“-Festlichkeit lernte Domanig ein schönes, liebenswürdiges Mädchen kennen, mit dem er

nur einige Worte wechselte: Irmengarde Müller, die 21jährige Tochter eines angesehenen verwitweten Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten. Erst im Dezember 1883 ergab sich ungezwungen ein Wiedersehen, dem bald mehrere und viele folgten, bis sich die Herzen ganz und für immer zueinander gefunden hatten. Weihnacht 1884 wurde die Verlobung gefeiert. Dem Schwiegervater, der ergriffen und freudwillig soeben den Bund seines Kindes mit dem neuen Sohne gesegnet hatte, überreichte dieser seinen am Abend zuvor beendeten „Strauß“ mit den Worten: „Und das hat deine Tochter gekonnt!“ Tief drinnen im Herzen pries der Beseligte vor allem die hohe Reinheit, Wahrhaftigkeit und Güte seiner Braut. Ins Tagebuch schrieb er am Verlobungsabend: „So hat nun das Christkindlein das Beste und Nötigste gebracht: eine schöne Liebe!“ Dann, im Januar 1885: „Täglich besuche ich Irm, sei es mittags, sei es abends, und freilich dauern meine Besuche immer länger, weil sie mir immer lieber wird, weil ich immer mehr die Überzeugung gewinne, daß Gott sie für mich geschaffen und mir zugeführt hat.“ Und nachdem er einige Züge aus dem täglichen Beisammensein festgehalten hat: „Aber ich finde nicht Zeit, all die Dinge niederzuschreiben, die sich auf sie beziehen. Mein ganzes Denken dreht sich um sie . . .“

Nun aber galt es, zur Sicherung und Bergung des Glückes eine „Agitation“ zur Erringung einer Stellung „in Szene zu setzen“. Eine Hoffnung tauchte auf, verzögerte sich — nicht allzu lange. Unterm 8. Februar heißt es noch im Tagebuche: „Und so vergeht Tag um Tag nun schon die zweite Woche, ohne irgend welche Nachricht über meine künftige Stellung! Aber ich habe Gottvertrauen genug, um nicht ungeduldig zu werden. . . . Irmi ist immer sich selbst gleich, immer ruhig und voll Liebe gegen mich.“ Sie vergaßen beide nicht der Pflicht und der Liebe für andere. Unterm 16. Februar meldet das Tagebuch: „Namenstag und 70. Geburtstag der guten Mutter. Vorgestern haben wir das 17 Kilo schwere Kistchen auf die Post gegeben, welches unsere Geschenke enthielt. (. . . Wie gerne hätte ich noch mehr getan!) Aber das Liebste wird dem Mütterchen doch der in Goldpapier eingewickelte dicke Brief sein: es waren mehrere Briefe ineinander. Der 1. enthielt die Nachricht, daß, um meine Wünsche recht kräftig zu unterstützen, der 2. dienen würde. Dieser besagt, daß ein Wunsch der Mutter, den sie längst gehegt, sich nunmehr erfüllt habe, denn ich sei — angestellt!“

Und nun folgt der Bericht von der offiziellen Aufforderung seitens des K. K. Oberstkämmereramtes zur diesbezüglichen Audienz; von dem Vorschlage Sr.

Erzellenz, am K. K. Münz- und Antikenkabinet für mittelalterliches Münzwesen einzutreten. „6 Monate müßten Sie halt (bezahlter) Volontär sein. Ich schlug natürlich ohne Bedenken ein, und der Graf äußerte sich nun sehr freundlich: er habe sich über mich erkundigen müssen und die besten Informationen bekommen; er habe meine Sachen im historischen Jahrbuch gelesen und liebe die Tyroler überhaupt. . . . Und jetzt solle ich gehen, mich dem Direktor der Abteilung, Dr. Kenner, vorstellen. Kenner empfing mich sehr liebenswürdig, sagte, daß ich mich auch ohne Kenntnisse (deren völligen Abgang ich eben konstatierte) bald in die Sachen hineinfinden würde, und stellte mich den übrigen Beamten vor. Am 1. März möge ich mein Amt antreten. Das alles erzählte der zweite Brief, während der dritte die Konsequenz enthielt, die erste und wichtigste, die wir daraus gezogen, nämlich unsere Verlobungsanzeige. Der vierte endlich enthielt die dringendste Bitte, Mütterchen möge zu unserer Hochzeit nach Wien kommen. — Und unsere Hochzeit ist also angesetzt auf den Faschingsmontag, den 25. S.“ — Unterm 20. Februar heißt es über die Erwählte: „Es ist kaum zu glauben, wie mich das Bewußtsein ihrer kindlichen Unschuld mit Achtung zu ihr aufblicken läßt und wie es meine Liebe zu ihr vermehrt.“ Und unterm 23.: „Wie schlägt mir das

Herz im klaren Bewußtsein, daß ich die heimführen darf, die ich innig und warm und von ganzer Seele liebe, — die Gott mir zugeführt hat. — Und in voller Gesundheit, mit jugendlich schwellendem Körper, geistig frisch und frei, im Besitze einer Stellung — angesehen und geliebt, so trete ich in die Ehe! O Gott, wie hab' ich das verdient! O Gott, wie barmherzig und unendlich gütig bist du! Sei gepriesen, o Gott, jede Stunde meines Lebens!“

In der Tagebuchführung des Jahres 1884 findet sich zwischen dem 23. Februar und dem 14. September eine Lücke; die ist dem Wissenden mit lauter beseligtem Glück des jungen Hausstandes ausgefüllt. Dem letztgenannten Datum wurde eine Hauptüberschrift vorgelegt: 1884. Neues Kapitel: „Der Ehemann.“ Und daran schließt sich ein Dankes- und Jubelhymnus: „Womit beginne ich in meiner Dankagung gegen Gott? Wie werde ich ihm danken mein ganzes Leben für alle Wohltaten, die er in dem letzten Halbjahr auf mich gehäuft hat? Wohl denke ich mir oft: Stürbe ich jetzt, ich müßte sagen: Das Leben war so schön — ich habe gelebt und geliebet! . . . In meiner Ehe bin ich so glücklich als es ein Mensch nur sein kann, und täglich mehr überzeuge ich mich, wie guten Grund ich habe, glücklich zu sein, und täglich mehr lerne ich mein schuldloses, kindlich gutes Weib

schätzen, lieben und verehren.“ Das Glück wurde voll durch die Geburt einer Tochter (Weihnacht des Jahres), des ersten der elf Kinder, die sämtlich leben bis auf eines.

Wie alle großen und guten Männer hatte Karl Domanig eine unbegrenzte Hochachtung vor der Frau überhaupt, die ihm als Mutter am höchsten stand. Wir wissen, mit welcher ehrfürchtiger Innigkeit er an der eigenen Mutter hing; nun erstrahlte ihm auch die Gattin doppelt liebens- und verehrungswert in der neuen Würde. — Einst wies er mir gegenüber auf Wolframs Wort, daß der Mann in der geliebten Gattin auch die eigene Mutter sähe. „Mutter,“ fügte er sinnend hinzu, — „das ist doch das Größte.“ So galt ihm Mütterlichkeit als die erhabenste unter allen Eigenschaften des Weibes. — Das Glück des Herzens, mit dem ihn Gott gesegnet hatte, blieb ihm bis zuletzt erhalten. Das von ihm selbst geprägte Wort hat sich an ihm je und je bewährt: „Eine brave Frau begründet das Glück des Mannes, sogar nach außen hin!“ Wie ihm seine Irmgard, der kerndeutsche Sproß aus „kerndeutschem Hause“, bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich erschien, hat er uns selbst erzählt; wie beide sich und den Kindern ein bleibendes echt tyrolisches Nest bauten, erfahren wir später. In allem waren sie ein Herz und eine Seele, und die Liebe,

Dankbarkeit und Verehrung des Mannes wuchs und wuchs. Wahrlich, er hatte „guten Grund“, denn sein Weib teilte Lust und Leid in der Weise mit ihm, daß sie ihm die Freude mehrte, den Schmerz, die Mühsal nach Kräften für sich nahm. Kein Wunder, daß dem Gatten die Augen leuchteten, sobald er von der Gattin sprach. Nie vergesse ich der Stunde — sie hat mich ihm näher gebracht als irgendeine andere —, in der wir uns über das sein Künstler- und Familienleben am treuesten widerspiegelnde Drama „Die Liebe Not“ beredeten und ich ihn fragte, wie es wohl komme, daß die Heldin mich fast mehr anziehe als der Held. Wie Sonnenschein ging es da über sein Gesicht, und mit unbeschreiblichem Glücksausdruck sagte er leise, wie in Andacht: „’s ist halt mei’ Frau!“ Und nie vergesse ich jenes Wortes, das die Beraubte nach dem Heimgang, der Bestattung des Teuren mir schrieb: „Ich denke, er wird mit seinem Weibele zufrieden sein,“ — oh, wie wird er es sein! —

Unter jenem 14. September hieß es des weiteren: „Und nun bin ich, der — wie Swed (Dr. Ad. Brüder) sagt — ‚so vieles angestellt‘, endlich angestellt!“ — Die Volontärschaft fand mit dem 1. September ein Ende: der junge Beamte sprang als Kustosadjunkt mit Majorscharakter (8. Rangklasse) ein. Um gleich ein Bild seiner weiteren Beförderung zu geben: 1885

wurde er wirklicher Kustos, 1887 Kustos 1. Klasse, 1900 Vorstand der Münz- und Medaillenabteilung „Mittelalter und Neuzeit“, 1906 wirkl. Regierungsrat, 1910 Direktor der Münzen- und Medaillensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses am Hofmuseum, in dessen prächtigem neuen Heim er, wie er mir wiederholt freudig schrieb, „das schönste Bureau der Stadt“ inne hatte. Es konnte keinen gewissenhafteren Beamten geben als ihn, keinen, der mit lebendigerer Hingabe seine Berufsarbeiten erledigte. Während er selbst (s. Liter. Selbstportr.) nur vom Streben nach beamtlicher „Brauchbarkeit“ zu sprechen pflegte, galt er im Amt als einer der Allertüchtigsten, in numismatischen Sachkreisen als einer der Allerersten. Seine diesbezüglichen zahlreichen und einschneidenden Veröffentlichungen sehen wir im „Literar. Selbstporträt“ der Hauptsache nach erwähnt, nicht aber die Auszeichnungen (darunter auch Ordensverleihungen), die dem hervorragenden Gelehrten zuteil wurden: Domanig war Konservator und Korrespondent der K. K. Zentralkommission für Denkmalpflege, korrespondierendes Mitglied der Numismatischen Gesellschaft und der Österreichischen Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde in Wien, Ehrenmitglied der Société de Numismatique de Belgique, der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft und der Österreichischen Gesell-

schaft für Münz- und Medaillenkunde in Wien (nach dem als Ergänzungsband zur Domanigausgabe gedachten Werke „Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit, und die tyrolische Literatur ab 1800“ von Anton Dörrer, Kempten, J. Kösel). Die Berufs- und Sacharbeiten beschränkten selbstverständlich die Muße für die Dichtung aufs erheblichste, so daß nach eigener Aussage Domanig höchstens drei zusammenhängende Wochen im Jahr fürs poetische Schaffen blieben: nämlich die eine Hälfte der vorwiegend nur sechswöchentlichen Urlaubszeit; die andere wurde gewissenhaft zur eigentlichen „Ausspannung“ verwendet: auf Fußwanderungen zumal durchs geliebte Land Tyrol, wo er sich denn auch zumeist in irgendeinem weltabgelegenen Heimwinkel der dichterischen Serienarbeit widmete.

Der Anfang des Jahres 1885 hatte dem jungen Paare tiefe Trauer gebracht: um den geliebten Vater, der nach längerer, schwerer Krankheit am 6. Januar verschied. Ende April begab sich die kleine Familie zur Erholung zunächst nach Himberg bei Wien, wo der „Abt von Siecht“ im ersten Entwurf entstand. „Freilich mußte ich“, meldet das Tagebuch, „täglich um 5 Uhr aus dem Neste, um pt. 8 Uhr in Wien sein zu können. Allein der Aufenthalt war doch herrlich und der Park so unvergeßlich schön, daß ich nach meiner

Rückkunft von Tyrol noch 14 Tage dort wohnte und herzlich froh bin um die Zusage, . . . nächstes Jahr wiederkommen zu dürfen." (Die Familie tat dies wiederholt, nahm sogar einmal dort bleibend Wohnung.) Von der erwähnten (gemeinsamen) Reise in die Heimat heißt es: „Seit zwei Jahren der erste Urlaub! In den ersten Tagen des Juli waren wir in Innsbruck, am 17. August war mein Urlaub zu Ende und ich wieder im Amte. Irm. blieb bis 1. Sept. Wir wohnten in dem herrlichen Zimmer beim guten Mütterchen, die ich, wie alle die Meinen, gesund und glücklich wieder sah. . . . O Glück des Wiedersehns! O süße Tränen, die ich als glücklicher Gatte und Vater, als wohlgeborgener Mann und dankbarer Sohn in den Armen der Mutter geweint! Irm. hat sich rasch sehr wohl gefühlt und die gute Mutter wie die eigene lieb gewonnen.“ Die Gatten machten „viele Spaziergänge“ und weitere Ausflüge, besuchten auch das Grab und die Heimat des Vaters J. Domanig. „Unbeschreiblich schön“ und „überall die beste Aufnahme. Treue Freunde. Schwed der Unvergleichliche!“ vermerkt das Tagebuch, und dann noch eine große Freude: Für „Straub“ wurde ein williger Verleger gefunden. „Es ist mir hierin schier ergangen wie mit dem Heiraten,“ schreibt der Autor, „erwarten mußte ich es, und dann kam alles so schön, wie ich's mir

nie geträumt und besser, als ich's erwartet hatte. Gott sei Dank." —

Wie sinnig er schon damals an den Marksteinen des täglichen Lebens vorüberschritt, möge der Eintrag vom Palmsonntag 1887 beweisen: „Am heutigen 3. April bin ich 36 Jahre alt geworden, und mit dem allergrößten Danke gegen Gott, der mir Unwürdigstem unzählige Gnaden erwiesen, blicke ich auf ein schönes Leben, eine fruchtbare Tätigkeit, die größeren Wirkens ein gesunder Anfang sei. Ich will an meiner inneren Ausbildung arbeiten, um vor allem dadurch befähigt und würdig zu sein, Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen zu fördern. — Ein herrliches Beispiel, eine große Ermunterung ist mir unsere dermalige Abendlektüre Overbecks Leben von Howitt (Dr. Binder). Das war und waren Künstler!“ Und hier ein Sonnenbliß vom 8. Januar 1888: „Ein Schlittschuhlaufen, ein Schlittensfahren mit den Kindern in diesen schönen Wintertagen, was ist das für ein Vergnügen! Wie glücklich bin ich in jedem Betracht. Tausend Dank sende ich täglich empor zu dem, der alles so trefflichgefügt!“ — Sein Eigenglück machte ihn weich für anderer Unglück; wo er konnte, streute er Gutes aus, nach Vridancs (Freidanks) Rezept, das Domanig einmal seinem Vorspiel zum „Freiheitskampf“ aufklebte und zugunsten der fast verhungernenden Bauern-

tschaft der Klausener Gegend als caritativen Werbetboten mit Erfolg ausandte: „Keines guotes ist ze viel Da wile man guot tuon wil.“

Es stiegen auch Wolken auf, wie sie in keinem Einzel- und Familienleben ausbleiben. Das patriotische Herz des Sängers erschütterte tief das furchtbare Ende des Thronerben (30. Januar 1889). „Aber der Kaiser, der Kaiser!“ ringt es sich seinem Schmerze ab, der jedoch sofort den Weg zu Gott findet. — Auch persönlich gab es Enttäuschungen, zumal für den niedergehaltenen, unverstandenen Dichter. Der aber wahrte den Mut: „Verzagen? Nein! Ausharren! Gedulden! Durcharbeiten! Durchkämpfen! Ich werde siegen!“ heißt es an seinem Geburtstage 1889 im Tagebuch. Und unterm 29. Mai: „Gott geb' Gnad', ich will.“ Eines Trostes ist er immer gewiß: „Liebe und Eintracht herrscht im Hause. Gott sei's gedankt!“ Doch auch im Heim gab es Sorgen, denn der Gehalt war noch knapp, und ausgiebige Dichterhonorare ließen durchaus auf sich warten. Jede dunkle Wolke hatte aber einen Lichtsaum; so hieß es unterm 3. Februar 1890: „Daheim alles am alten. Die Kinderlein wachsen lustig und brav heran und sind unsere Freude, während sonst keine Sonne scheinen mag.“ Und unterm 23. (Sonntag): „Wir feiern heute (statt d. 25.) unsern 6. Hochzeitstag und haben Egon und Hans“ (Frau

Irmgards Bruder und Schwager) „zu Tisch geladen. Vier blühende, prächtige Kinderlein umgeben uns; in Freude und wahrer Freundschaft haben wir den Weg bis hieher zurückgelegt. Fehlen auch nicht kleine Störungen, die von außen oder durch eigene Schwächen bewirkt wurden und stets nur kurzen Bestand hatten, so dürfen wir uns doch wahrhaft glücklich nennen, glücklich wie wenige Menschen, wenige Ehepaare und Eltern es sind. Sind wir darum nicht Gott zu Dank verpflichtet, und soll dieser Dank nicht vor allem sich zeigen in einem lebhaften Vertrauen zu Ihm, in welchem wir auch die künftige Gestaltung der Dinge, das Los der Kinder und unser eigenes, all unser Tun und Wollen ruhig in Seine Hände legen?“ Da sehen wir den edlen, den echt christlichen Optimisten, der von vornherein den Sieger in sich trägt.

Hier und da leuchtete auch dem Dichter Hoffnung, zumal als Baron Berger, der spätere geniale Intendant, sich lebhaft für „Straub“, den er durchaus auf der Burgtheaterbühne zu sehen wünschte, desgleichen für den „Gutsverkauf“ zu interessieren begann. Er zeigte sich persönlich liebenswürdig gegen den Autor, den er wiederholt empfing und länger im offenen Gesprächsaustausch festhielt. Unterm 28. Mai 1890 berichtet Domanig: „U. a. erzählte Berger, er sei gefragt worden, was er als Direktor“ (des Burg-

theaters), „gemacht haben würde. ‚Den Kronenwirt von Hall hätte ich aufgeführt,‘ war seine Antwort.“ — Aber am ersten Theater Wiens schwiegen für Domanig alle Register, und daheim „spülten die Fluten“: materielle Sorgen, betrübende Nachrichten (Tod einer Schwester, beunruhigende Krankheit einer anderen sowie der Mutter). Er aber hielt den Kopf hoch und las viel und fast täglich die hl. Schrift. „Dahin hat man uns Kinder unserer Zeit gebracht,“ schreibt er, „daß ein gebildeter Mann die Bücher der Weisheit nur so durch Zufall in seinem 41. Lebensjahre zum erstenmal zu Gesicht bekommt. — Das sind Verbrechen der modernen Erziehung.“ (Fronleichnamssonntag 1891.) Im Anschluß daran: „Von dem Erlaß der Encyclica über die soziale Frage, die ich dieser Tage studierte, scheint mir in der Geschichte dieser Frage eine neue Epoche zu datieren. Ich sehe um vieles klarer. — Im Amte immer die gleiche lohnende und ebenso anstrengende Arbeit; im Hause Gott Lob Glück und Frieden. — Heute“ (in dem kleinen Orte Kriehendorf, wo die Familie damals Wohnung genommen hatte) „recht nette Fronleichnamsprozession, an der wir und alle Kinderchen teilnahmen.“ Unterm 21. Juni: „Heute am 300. Geburts-(Sterbe-)tage des hl. Alonsius sind wir frühmorgens nach Wien, um in der Jesuitenkirche zu kommunizieren. Clara“ — das zweitälteste Töch-

terchen — „durfte mit (das erste Mal, daß sie Wien besichtigte). Es war sehr schön, und wie erhebend der Gedanke, in dem Wichtigsten so ganz Eines Sinnes zu sein! Gott sei Dank!“

So blühten ihm die unvergänglichen Tröstungen, die ihr ermutigendes Licht auf alle und jede Hemmung warfen, auch auf die künstlerische. Unterm 2. August 1911 hieß es: „Indes erkenne ich mehr und mehr, wie gut doch auch dieses Intermezzo im eigenen dichterischen Schaffen mir sein werde. Der Acker liegt ein Jahr oder zwei brach, was tut es? Schon regt sich's wieder zu treiben. Blumen und Kräuter wollen da und dort hervorsprossen“ (folgt ein reiches Arbeitsprogramm, darin „Speckbacher“).

Unterm 13. September 1912 gibt er einen Einblick in sein tägliches Leben: „Um einmal ein Tagewerk zu beschreiben (eines für viele). Ich hatte, da mich starker Schnupfen plagte, abends den ‚spanischen Mantel‘ (Kneipp) genommen und blieb deshalb morgens länger im Bette“ (meist erhob er sich um 5 Uhr). „Beim ersten Erwachen liegt der kleine Andreas neben mir, im Bett der Mutter — wie müßte man mit solch einem herzigen Bublein nicht eine Weile verträdeln! Dann aufgestanden — mit den Kindern Morgengebet — die beiden Ältesten waren indeß bereits in der Schule — und gefrühstückt, ein paar

Briefe geschrieben — schon steckt mir die Eile im Leib — auf, fort, zur Bahn. Ich nahm heute den späteren Zug 9.06 (der gewöhnliche ist 8.05), traf mit“ (dem befreundeten Dr.) „Schürer zusammen — Gespräch über Literarisches zum“ (Österr.) „Liter. Blatt, dann las jeder für sich. In der Stadt gingen wir eine Weile zusammen, besprachen die Möglichkeit eines Hausbaues, denn Sch. wußte von den neuen, schwedischen Häusern, die in Berlin Mode geworden. Im Amte war ein Bericht zu verfassen an das Obersthofmeisteramt über einen Fund Münzen im Schloß Ambras. Da störte mich eine Dame, welche wissen wollte, was ihr Alexanderdukaten wert sei, den sie eben jetzt beim Goldschmied habe — ob sie denselben wohl nicht zu teuer gekauft, und wie die Inschrift (hieroglyphische) ihres Scarabäus lautete, der echt, ohne Zweifel ganz echt sei. Im Obersthofmeisteramt erstattete ich dem Hofrat Westermaner Bericht, beschäftigte mich, zurückgekehrt, mit Daucher“ (deutschem Renaissance-Medailleur), „begab mich $\frac{3}{4}2$ (ausnahmsweise etwas früher) nach der Bahn. $\frac{1}{4}$ Wein, eine Zeitung. Es ist $3\frac{1}{4}$, da ich in Kriehendorf anlange, die Mädchen aus der Schule in Empfang nehme, Mittag speise. Wundervoller Herbsttag. Kinder, wenn Ihr besonders brav seid, dürft Ihr heute mit in die Au! Und nach Tisch und nachdem ich meinen Schwarzen getrunken,

gehen wir mit 5 Kindern in die Au. Das kleine Lamm mit den Kindern, denen es wie ein Hündchen folgt. Da gibt's Brombeeren und Weinscharle — und auf dem Heimweg kommt uns auch Resi mit dem Kleinsten entgegen. — Jetzt werden die Kinder gebadet und zu Bett gebracht — ich habe einstweilen im Garten spaziert und über Hausbau und die Narrheit unserer Pläne gegenüber der Güte Gottes nachgedacht — um 7 Uhr kurzes Nachtessen und Bier trinken, Irmgard liest vor, jetzt die Bernsteinhege, dann Solas „Der Traum“ (bekanntlich die einzige reine d. h. laudere Dichtung des weltberühmten Naturalisten, dem Domanig ethisch ablehnend gegenüberstand) — „und um ½10 Nachtgebet und zu Bett.“

Wie tief fromm, katholisch fromm dieser Hausvater es meinte, zeigt ein Sätzchen vom „2. Rosenkranzsonntag 1892: Heute habe ich das Gelübde getan, sowie ich einmal ein eigenes Haus bewohne, soll in demselben täglich gemeinsam der ‚kleine‘ Rosenkranz gebetet werden,“ mit dem Nachsatz von 1896: „Ist gehalten worden und soll es fürder werden.“ Auch um das kirchliche Leben, z. B. die Ermöglichung einer dringend wünschenswerten zweiten Sonntagsmesse im Krißendorfer Landkirchlein, bemühten sich Karl und Irmgard Domanig eifrig und mit Erfolg.

Einen schönen Zug des „freien Mannesstolzes

vor Fürstenthronen“ deckt die folgende kleine Episode auf: „Am 12. Oktober“ (1892) „besuchte der Deutsche Kaiser, geführt von unserem Monarchen, das Hofmuseum. Ich machte (in Abwesenheit des Direktors) in den Münzsälen die Honneurs; als Wilhelm II. gelegentlich eine Medaille (des vorigen Jhdts!) bewunderte und dann sehr dezidiert äußerte, daß die Medailleure von heute gar nichts mehr leisteten, erlaubte ich mir zu widersprechen: ‚Doch, Majestät, gerade wir in Wien besitzen gegenwärtig zwei ausgezeichnete Medailleure — Scharff und Tauffenhausen.‘ Dabei nahm ich mir vor, dem Kaiser gelegentlich eine moderne Wiener Arbeit zu zeigen. Die Gelegenheit war da, als wir vor den ‚Neuesten Erwerbungen‘ standen“. — Wie oft wohl mag ein Herrscher dies entschiedene orientierende ‚Doch, Majestät‘ zu hören bekommen? —

Inzwischen wuchs „Speckbacher“, den Baron Berger schlankweg als „großes Werk“ bezeichnete, „doch in Wien wohl nicht durchzubringen“. So galt es Geduld üben und immer wieder Geduld. Der 18. Februar 1893 brachte der „guten Mutter“ 80. Geburtstag: „Wir haben wohl alles aufgeboten, um ihr Freude zu machen, und es ist uns denn auch gelungen. Gott erhalte sie noch lange.“ Dann aber folgt der Nachsatz: „Jetzt stockt wieder einmal alles . . .

's ist ein Jammer um die Leute — quälen sich und andere mit ihrer Langsam- und Ängstlichkeit."

Er selbst war immer für andere zu haben, für Freunde und Freundeswerk. Solche Menschen pflegen die Flinte nicht ins Korn zu werfen, und so steht denn auch zu lesen unterm 3. April 1893: „Heute in der Messe habe ich Gott für alle mir während der 42 Jahre gespendeten Wohltaten aus der Tiefe des Herzens gedankt. Und neuerlich leuchtet mir wieder der königliche Beruf des Dichters entgegen! — Wenn ‚Hofer‘ vollendet, den ich nun mit Ernst beginnen will —, soll ein sozialer Roman (‚Die Fremden‘) an die Reihe: um zu sagen, was mir seit Jahren hinsichtlich der Stellung Tyrols zum Fremdenverkehr am Herzen liegt. . . . Dann der ‚Student‘ (später „Der Idealist“ benannt), „ein Schauspiel ähnlicher Art, dann — meinen Kindern erzählt — ein Epos: ‚Der Schwegelpfeifer von Spinges‘ (wurde eine Erzählung, s. Hausgärtlein). . . . Werde ich nicht auf andere Weise doch erreichen können, was mir in früher Jugend als Ideal vor Augen gestanden: dem tyrolischen Volke ein Führer von bahnbrechender Bedeutung zu sein? — So Gott will, ja."

Der Sommer des Jahres umschloß einen glückseligen Familienaufenthalt auf dem gemieteten „Rumer Schloß!“ daheim in Tyrol, von dem am Ende des Ur-

laubs, der schöne Wanderungen und Fahrten gewährt hätte, „weinend Abschied genommen wurde.“ Denn Tyroler Land und Leute („meine groben Tyroler“) blieben ihm doch immer die liebsten von allen. Und er war allbiweil fleißig an vaterländischen Arbeiten (darunter „Kleine Erzählungen“), trotz schwerer häuslicher und amtlicher Sorgen. Am 10. September 1894 aber bescherte er der „Mama“ eine Übersicht des von ihm während der Ehejahre Erreichten und Geschaffenen unter der Aufschrift: „Geschenk Gottes und der Frau Irmgard.“ Das Tagebuch verzeichnet den Ausklang: „Es war eine schöne Stimmung; ein unvergeßliches Familienfest.“ —

Ein heller Freudenstrahl leuchtete auf, als der bekannte Theaterdirektor des Raimundtheaters, Müller-Guttenbrunn, die größte Lust zeigte, Domanigs vorliegende Bühnenwerke aufzuführen und einschlägige Vertragsunterhandlungen mit ihm anknüpfte. Ein Jubelruf daher unterm 14. Juli 1894: „Endlich nach 10 Jahren!“ (Die Sache sollte sich leider in der Folge wegen gänzlich unvorhergesehener Umstände zerschlagen.)

Um diese Zeit lernte er Anzengruber als Dichter kennen. Sein Urteil unterm 24. August kennzeichnet das neidlose, kernfeste Wesen Domanigs: „Das ist allerdings ein großes dramatisches Genie! Nur an der Bil-

derung scheint es ihm zu fehlen: an der höheren wissenschaftlichen Bildung, wie an Bildung des Herzens. Meist auch arbeitet er mit ziemlich groben Mitteln und befriedigt mehr in den Szenen als im Aufbau des Ganzen. Daß er so flott arbeitet, so von der Leber weg schreibt, tut mir besonders wohl und dürfte nicht ohne heilsame Nachwirkung auf mich selber bleiben. Ärgerlich und ästhetisch minderwertig oder wertlos sind seine Tendenzstücke. Daß man den „Pfarrer von Kirchfeld“ immer und immer wieder gibt, ist eine permanente Versündigung an dem Genie Anzengrubers.“

Im November 1894 wurde Wohnungswechsel nötig, der zur Sicherung eines festen Heims führen sollte: Klosterneuburg, Burgstraße 2. Domanig hat als „Unser Heim“ einen besonderen Band den Tagebüchern beigelegt, in dem er aufs genaueste die Geschichte dieses alten Sitzes mit großem Garten, soweit sie ihn und die Seinen betraf, verzeichnete. Als er das Haus mit dem Recht des Vorverkaufs mietete, sah es „alt und verwahrlost“ aus, und die „Adaptierung“ kostete Geld. 1896 trat die Notwendigkeit der Entscheidung ein, und so erfolgte mit Hilfe des einen Bruders der Frau Irmgard unter äußerst günstigen Bedingungen der Kauf. Mit Hilfe eines „ausgezeichnet geschickten, fleißigen“ Handwerksmeisters übernahm jetzt Karl Domanig selbst

die (später noch erweiterte) gründliche Restaurierung des Besitzes zu einem echt tyrolischen Heim mit Stubentäfelungen und Malereien nach Schumann, Thumann und Führiß; den Garten schmückten ein kleines und größeres Lusthaus. „Die Arbeit war groß,“ meldet der Bericht, überall ordnete ich selber an, jedes Kleinste ging durch meine Hand.“ Aber „als das alles geschehen und . . . aufs beste gelungen“ war, da war „aus einem ärmlichen Mietthause voll Schmutz“ ein „schönes bequemes Familienhaus geworden mit beinahe herrschaftlichem Anstriche“.

Daß aus dem Ganzen „ein Stück Tyrol“ wurde, wie es im „Literar. Selbstporträt“ heißt, das dankte Domanig (s. ebenda) nächst Gott in allererster Linie der klugen, gütigen und „starkmütigen“ Gattin, der immer weise und liebend Opferwilligen. In ihr ehrte und liebte er das höchste Gut seines Lebens; wie sehr, zeigen die folgenden Verse aus seinem zu Frau Irmgards 50. Geburtstag (31. Juli 1911) verfaßten Gedichte nach dem Führißschen Bildmotiv vom Gange Mariä über das Gebirge, da St. Joseph auf den Spuren der Ebenedeten die von Engeln gestreuten Rosen sammelt:

Frau Irmgard, so geschieht's auch mir:
Dieweil da heut nach altem Brauch
Die Kinder deinen Geburtstag preisen,
Kann ich mich dein nicht würdig heißen.

Tu mich nur in der Stille freuen
Des Lobes, das dir andre streuen,
Tu deine Ehren treulich sammeln,
Kann selber nur Worte des Dankes stammeln.
Denn freilich, was ich bin und hab,
Ist ein Geschenk von oben herab;
Doch des Himmels allerbeste Spende
Bist du! In deine gesegneten Hände
Ward mein Geschick gelegt; sie führten
Und hielten den Stürmenden; sie schürten
Die Flammen des Schönen in meiner Brust,
Erhielten mir die Schaffenslust,
Besorgt für Ruhe, Trost und Labe.
Ja, was ich vollbracht und geschaffen habe,
Was ich errungen und erlitten,
Was ich gesungen und gestritten,
Die Arbeit und mein bischen Ruhm,
Liebe Frau, es ist dein Eigentum.
Just wie es auf dem Bilde da
Sankt Josef mit den Rosen geschah:
Dir war's vermeint, mir fiel es zu,
Mein Weib, mein Glück, mein Segen du!

Am schönsten war's, als noch den sämtlichen Kindern als „Kleinen“ vom Vater das „Krippelle“ aufgebaut, von den Eltern der Christbaum angezündet wurde; als die zehnköpfige Schar noch mit-samt den Garten jubelnd durchstürmte; als sie alle noch abwechselnd auf Papas Knien reiten mochten, wenn er aus den Amtsräumen zu goldener Feierstunde heimkehrte, „seine Kinder an sich nahm und mit ihnen Tyroler Deutsch redete“. Das Krönende war das „Hennenstündl“ in Vaters Stube. Maria,

die Älteste, hat es uns gelegentlich des 60. Geburtstages Domanigs und dann nach seinem Abscheiden in ihrem Jungmädchenblatt „Sonnenland“ beschrieben:

„Das Licht wird abgedreht, nur durch den langen, hellen Vorhang scheint von der Straße ein matter Schimmer herein. Wir sitzen alle auf dem großen Tigerfell um den Ofen herum, Papa unter uns auf einem niederen Sessel. So erzählt er. Da haben wir als Kinder die aller schönsten Heldenlieder gehört, und der ‚Hürnen Siegfried‘, wie Guido Görres ihn beschreibt, war das Ideal dieser Tage. Unser — und ich meine auch des Erzählers — Lieblings-thema aber war die Geschichte Tnrols im blutigen Jahre Neun. Sie gewann an Leben, weil unsere beiden Großväter mit im Kampfe waren. Mit ehrfürchtiger Scheu besahen wir das leinene, vergilbte Muttergottesbild, das der eine zum Schutz gegen die Kugeln am Hute trug, oder wir hielten immer wieder das Messer in der Hand, mit welchem unsere Urgroßmutter auf der Flucht ihren sechzehn Kindern Brot abgeschnitten hatte. — Ist es aber Sommer, dann laufen wir alle mit Vater in den Garten, und beim Plaudern, Spielen und Springen vergeht die Zeit so rasch wie beim Erzählen. Da ist nun Papa wohl Preisrichter beim Wettrennen, oder er zeigt den Buben, wie man Bogen und gut schnellende Pfeile

macht.“ — Abends aber durften die „Großen“ dabei sein, „wenn Mamas liebe Stimme“ vorlas. —

So spendete er selbst, der Vater, mit der Gattin den teuren Kindern neben der leiblichen die geistige Nahrung: die der Belehrung wie der Freude, der Arbeit wie des reinen Genusses, der Pflicht- und Gott-erkenntnis. Ich besitze selbst eine Abschrift des Familiengebets („wir beten die uralten, kraftvollen Gebete, die seit mehr denn 60 Jahren in unserer Familie daheim sind“ — Maria D.), das allabend- und -morgendlich gemeinsam im Domanig'schen „Samilienzimmer“ unter Selsburgs bekanntem Bilde von der hl. Familie gebetet wurde. Es ist so recht ein Zeugnis für den Geist, der in diesem Hause herrschte — und herrscht. Denn wie sagt Maria Domanig? „Still und stiller ist es geworden in unserm großen Vaterhaus. Die Vögel fliegen nach allen Richtungen der Welt. Und dann ging Papa von uns . . . Aber wenn wir alle beisammen sind, dann fühlen wir ihn doch mitten unter uns.“

Glückliche Kinder, die eine solche Jugend genießen durften! Glückliche Eltern, die sie ihnen zu geben vermochten! — Auch sonst streuten Karl und Irmgard Domanig Segen um sich aus. Wer die Schwelle ihres Hauses überschritt, empfand ihn. Edelste Caritas wurde hier geübt, und edelste Gast-

freundschaft: von jener Art, in der Gastgeber und Gäste sie selber bleiben und zugleich gegenseitig Förderung gewinnen in Freud und Leid. Auch dieses kehrte unumgänglich im neuen Heim ein. Schon die ersten Jahre waren reich daran: 1895 starb Domanigs jüngste Schwester Paula, 1896 der „treueste und anhänglichste“ seiner Freunde, Dr. Ad. Bruder, 1897 sein „lieber Freund und Schwager Hans Meßler“. Aber das Herbstes traf ihn 1895, als er von einer längeren Studienreise (das Oberstkämmereramt subventionierte ihm wiederholt solche) am 3. November aus Italien heimkehrte und sein geliebtes zweites Töchterchen, die neunjährige Klara, infolge eines Unfalles als Leiche fand. Man hatte ihn nicht mehr rechtzeitig benachrichtigen, ihn nur in etwa vorbereiten können. Er trug schwer an dem Verlust. Aber beide Gatten wußten den besten Trostweg: zu Gott und zueinander. — Zwölf Jahre später trug in vorgerückter Abendstunde ein öffentlich mit schönem Lorbeerkranze Ausgezeichneter diese Ehrenspende als Liebesgabe auf das — Grab seines Kindes.

Am Neujahrsabend 1895 aber hatte Domanig ins Tagebuch geschrieben: „Gott sei Dank für Freud und Leid und ihm die Ehre in allem.“ Tief ergriffen war er just damals von dem Briefworte eines Freundes: „Fast wie ein Priester Tyrols willst du mir

erscheinen!“ Er selbst fügte (im Tagebuch) hinzu: „Das zu lesen hat mir ordentlich heiß gemacht. Geb' Gott, daß ich mein Ziel erreiche und dem Lande ein Führer und Wohltäter werden könne!“

Er mußte jedoch seine Kräfte an zum Teil recht unwichtige Arbeiten setzen, von denen er einmal schreibt (10. III. 96): „Mir ist nur immer, wenn ich, wie in den letzten Wochen, so recht meine Arbeitstüchtigkeit verspüre, mir ist nur immer so weh ums Herz, daß ich die ganze Kraft in diese Zuckerbäckereien stecken muß, und niemand mir sagt: Du, backe Brot, das uns nötiger ist, Brot fürs Volk! . . . G. G. G. (Gott geb' Geduld).“ Doch wenige Tage darauf schon dieses: „Ein Sichtblick! ‚Der Abt von Siecht‘ wird auf Anregung von Krogh-Tønning von einem protestantischen Theologen ins Norwegische überseht.“ Und unterm 31. Juli: „Zum heutigen Geburtstag meiner Irmgard konnte ich ihr die Hälfte des ‚Hofer‘ überreichen.“ Unterm 10. September: „Speckbacher ist inzwischen in Schwaz aufgeführt worden. Rabalder berichtet mir heute: ‚Im Publikum herrschte große Begeisterung, nach jedem Akt brach ein ganzer Sturm der Anerkennung aus.‘ Gott sei Dank und den braven Leuten, die sich der Mühe dieser Aufführung unterzogen haben!“ Endlich der Tagebucheintrag vom Neujahrsabend 1896, der nichts als

Dank, Dank, Dank atmet: „. . . Das Jahr 1896 ist mir ein besonders gesegnetes gewesen. Nicht daß die Hoffnungen, die lebhaften, mit denen ich in das Jahr eintrat, sich erfüllt hätten — keine einzige davon (!), aber in anderer Hinsicht ergoß sich die Fülle des Segens über uns“ (folgt Aufzählung, darunter die des Trilogie-Abschlusses: „Besser als ich erhoffen durfte und um vieles früher als ich geglaubt hätte“). — Das nennt man *C h r i s t e n d a n k*.

1897 im Februar wurde ihm eine freudige Genugtuung durch Müller-Guttenbrunns Urteil über „Hofer“: „Welch ein Fortschritt gegen Strauß!“ Und das Tagebuch fügt hinzu: „Er war begeistert.“ Ach, er war so leicht zu ermutigen! Aber Österreich war kein Boden für dieses christlich-markige Talent. So verhängte sich der Himmel wieder immer von neuem, auch für den Beamten, der raschere Förderung wünschen mußte und durfte. „Gestern war ich wieder einmal ganz gedrückt über meine Lage“, heißt es einmal im Tagebuch, „so daß ich froh war, an einer Kirche vorbeizukommen, in die ich trat, um mich zu sammeln, in Ergebung zur Ruhe zu bringen.“ Nach einigen Unterredungen mit maßgebenden Persönlichkeiten aber schreibt er unter gleichem Datum: „Die Hoffnung ist wiedergekehrt. Gott sei gedankt! Zum erstenmal seit langer Zeit zeigt sich wieder ein kleines,

blaues Fleckchen im Gewölk!“ Dabei verlangte er, auch als Dichter, nie nach äußerer sog. Auszeichnung, sprach es sogar bei gegebener Gelegenheit mannhaft vor autoritativer Stelle aus: „Ein für allemal — ich w ü n s c h e keine Auszeichnung! Ich will nicht die Nachrede hören, daß mir mein Patriotismus, der in poetischen Arbeiten niedergelegt ist, belohnt worden sei, daß ich ihn fruktifiziert hätte.“

Woher ihm immer wieder Licht, Mut und Kraft kam, zeigt die unterm 26. November 1897 ins Tagebuch geklebte Notiz aus der Brigener Chronik: „(Das größte Glück.) Aus den eben erschienenen, von dem Sohne Tennysons herausgegebenen Memoiren erfahren wir, daß Tennyson ein Ideal von einer Frau bekam. Sie war nicht geistreich, nicht witzig, nicht amüsant, nicht ehrgeizig; sie war nur eines: eine Frau, der das Glück ihres Mannes das Höchste war im Leben. Tennyson schickt keine Zeile in Druck, bevor nicht die Augen seiner Frau darauf geruht hatten, sie war sein erster Gedanke in jedem Leid, in jedem Glück. Mit dieser Frau kam alles Schöne dieser Welt in das Leben des Dichters.“ Domanig bemerkt dazu, daß „Frau Irmgard darüber große Freude hatte; sie darf sie (die Notiz) allerdings mit vollem Rechte auf sich beziehen, die Gute; ja, als wenn alles das nur von ihr gesagt wäre. Gsd!“ (Gott sei Dank!)

Das neue Jahr 1898 brachte gleich zu Anfang die „erste Anerkennung“, die Domanig in Wien als Poet fand: für den „Tyroler Freiheitskampf“ einen Grillparzer-Ehrenpreis von 300 fl. Im Tagebuch aber ist zu lesen (7. I): „Auf der Bissobrücke brechen alte Wunden auf . . . wenn mir's die Wiener danken, wer hat je in Tyrol für mich ein Wort des Dankes gehabt? . . . Vielleicht indes trägt diese Anerkennung etwas dazu bei, um endlich ein Theater zu erobern. Und — danke Gott für den Anfang . . .!“ Juni 1898 konnte er über eine sehr warme, ja glänzende Aufnahme seines Romans „Die Fremden“ berichten.

Sein treues österreichisch-patriotisches Herz bekundet sich am Kaisertage (2. Dezember 1898): „Nie hab' ich brünstiger das ‚Gott erhalte, Gott beschütze‘ mitgesungen als heute mit den Schulkindern; und wie viel warme Gebete werden heute für unsern Monarchen zum Himmel emporsteigen!“ Das Jahr 1898 hatte ihm seitens der Leo-Gesellschaft den hochwillkommenen Auftrag einer künstlerischen Ausgabe „Klassischer Andachtsbilder“ eingetragen. Viel Zeit, Kraft und auch sonst persönliche Opfer hat der treue Volks- und Kunstfreund an dies Unternehmen mit dem bezeichnenden Motto „Artem populo!“ gesetzt — es sei gleich an dieser Stelle wärmstens empfohlen!

So war er treu in allem, nicht zuletzt gegen die alten Freunde. Unterm 23. Januar 1900 schreibt er begeistert über A. Liebers „Hochlandsklänge“. Nach einer kleinen Ausstellung fährt er fort: „Aber sonst ist alles groß gedacht und wuchtig ausgesprochen, gefeilt, durchdacht — ein wahrer Genuß, sich in diese Lieder zu vertiefen.“ Für ihn war's selbstverständlich, sich sofort als Rezensent für das Buch einzusetzen, — wann hätte je ein Domanig als „Freund“ versagt?

In diesem Jahre verlor er seine Mutter. Das Tagebuch berichtet: „Am 21. II. früh erhielt ich (ca. 9 $\frac{1}{2}$) im Amte gleichzeitig 2 Telegramme: ‚Großmutter zum Sterben‘ und ‚Mutter verschieden.‘ Mitten im Trubel der Amtsarbeit. Ich fand nur Zeit, niederzuknien und ein Ave zu sprechen, dann hieß es weiter arbeiten: dringende Amtsarbeit, Besuch im Oberstkämmereramt, Vorbereitung zur Reise. Irmgard kam von Klosterneuburg mich zu trösten. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr fuhren wir von Klosterneuburg weg. Mama mit dem kl. Anderl. hatten gute Fahrt. Um 10 Uhr stand ich vor der schön aufgebahrten Leiche meiner Mutter. Sie war völlig unentstellt — nicht wie tot, nein, wie entschlafen nach dem harten, siegreich durchgekämpften Kampfe. ‚Wecket mich nicht!‘ Nicht die Bitterkeit des Schmerzes: der Trost des Glaubens, der christlichen Hoffnung überwog da in

mir . . .“ Die Leiche wurde nach Sterzing überführt. Die Bestattung war am 24. Februar. Der Sohn schreibt: „Nie werd' ich vergessen das herrliche Schauspiel, das dieser Ehrenzug mir bot: ganz Sterzing gab ihr das Geleite. Während der Nacht war sie im Vaterhause aufgebahrt, wo sie 22 Jahre treulich gewaltet, dann trug man sie auf den Schultern hinaus zur Stadt, in der sie einst die angesehenste Bürgersfrau war, vorüber an den Häusern, in denen sie so manchen Armen unterstützt, so viele Leidende getröstet, zur altehrwürdigen Pfarrkirche hinab, wohin sie so oft gegangen, wohin sie ihre Kinder gehen gelehrt. O wie folgen die guten Werke den Menschen nach!“ Und in diesen erhebenden Gefühlen genoß man den herrlichsten Wintermorgen — ein Schauspiel von bestrickendstem Reize, daß ich mich selber völlig vergaß und wie im Traume ankam an der Stelle, wo sie ruhen sollte von ihrem letzten Gange: an des Gatten Seite unter den Kindern, die ihr vorangegangen — o und die sie nun alle willkommen heißen im Jenseits. Ist es nicht doch etwas Schönes um den Tod des Christen? Die Vollendung seines Laufs, sein Ziel, sein Sieg . . .“ Dann unterm 21. März: „Möbel, Bilder, Briefe u. dgl., was uns von der lieben Nona zufällt, sind heute gekommen. Das war ein garkein trauriges

Auspacken — nur lauter liebe, schöne Erinnerungen. Ich bin glücklich, die Erinnerungen der Familie so bewahren zu dürfen, denn unser ‚Familienzimmer‘ entspricht nun diesem Namen immer mehr.“

Unterm 3. April 1901 heißt es im Tagebuch gelegentlich seines 50. Geburtstages: „. . . Und heute stehe ich hier — nicht zu hoch, nicht zu niedrig, ich denke, gerade recht so. Ich habe gesündigt viel und immer doch die Barmherzigkeit Gottes angerufen; bin ziellos ins Blinde gegangen und habe dennoch meinen Weg gefunden, denn ans letzte Ziel, ans gottgeordnete, hab’ ich endlich gelangen wollen. Die Vorsehung führte mich, und ihrer Führung, die ich oft deutlich verspürte, hab’ ich mich nicht widersetzt. Sie wird auch weiter führen. Gebe Gott eines: daß ich Ihm zur Ehre noch recht viel und Dauerndes schaffen dürfe und in meinem Tode Zeugnis geben meines Glaubens an Ihn.“ — Im April vollendete er seinen „Grobrianus“. In diesem Jahre begann er auch „ernstlich“ die Arbeit am Drama „Der Idealist“, wie er denn überhaupt, der unermüdlich Gründliche, Feilende, Verbessernde, Vorwärtsdrängende, keine freie Minute dichterischer Muße unbenützt verstreichen ließ. — Inzwischen verlobte sich seine letzte Schülerin: Erzherzogin Elisabeth. Köstlich ist der folgende Vorgang: Die Braut hatte

ihre Verlobung dem Lehrer „eigens“ mitgeteilt. Nun kam er ihr persönlich gratulieren: „Die Erzherzogin empfing mich ganz offiziell, aber das Gespräch war sehr gemütlich. Ich gab ihr als letzte Mahnung des Lehrers die mit, daß sie ihrem Manne gehorchen solle. Da machte sie ein verdunktes Gesicht, das sich erst wieder erhellte, als ich fortfuhr, nur so könne die Frau die ihr gebührende Herrschaft im Hause erlangen“ (Tagebuch). Er hat dann auch der jungen Gattin (Fürstin Windischgrätz) auf Wunsch eine Bibliothek zusammenstellen können.

1902 begann Domanig das Künstlerdrama „Die Liebe Not“. Er selber wußte wie selten einer seinesgleichen, was es um die Not ist: im Amte, im Hause, im Leben, im Dichterberuf, — aber des Beiwortes „Liebe“, als organisch zum Hauptbegriffe gehörend, hat er nie vergessen wollen. Dennoch setzte ihm all die mannigfache, herbe Erfahrung so hart zu, daß ihn im Februar eine schwere Krankheit befiel (Herzleiden mit Lungenblutung), die er nie mehr ganz verwand. Im Süden (Lussin piccolo, Gardasee, Bozen), unter der Pflege seiner geliebten Irmgard durfte er genesen. Aber zuvor hatte ihn die Sorge um seine Familie heiß bedrängt, doch „mehr noch als diese Sorge grämte ihn, daß er so wenig geleistet, so vieles unvollendet hinterlassen mußte“ (Tagebuch).

Und am Neujahrsabend verzeichnet er „den großen Gewinn“, den ihm seine Krankheit gebracht habe: daß er nun „ernstlich an einen Abschluß seiner literarischen Arbeiten, an die Vorbereitung einer Gesamtausgabe denke“.

Zehn Jahre waren ihm noch vergönnt, die friedlich gesichertsten seines Lebens. — August 1909 begann er den Familienstammbaum festzustellen, für den er seit „vielleicht 20 oder mehr Jahren Material gesammelt hatte“ — ein echter Tyroler auch darin. — Wo er einen solchen traf, zumal wenn's ein echter und rechter Künstler war, fühlte er sich beglückt. So schreibt er unterm 30. November: „Gestern bei Egger-Lienz. Sein Bild: diese Tyroler Arbeitsleute bei ihrem Herrgott auf der Wallfahrt — so einfach und groß, hat's mir ordentlich angetan. Egger nimmt die Arbeit Defreggers wieder auf, aber er geht mehr in die Tiefe. Arbeit und Gebet, damit ist das Leben des Tyroler Bauerntums erschöpft. . . . Egger ist mir als Mensch sehr sympathisch, als Künstler scheint er mir heute die Wiener alle zu überragen.“ Mit der Zeit traten die beiden einander freundschaftlich näher; zum 60. Geburtstag Domanigs hat der Maler das beste Bildnis des Dichters geschaffen: ein sinnender Kopf, dem man den sieghaften Kampf mit dem Leben ansieht. — Wie schrieb Domanig am Pfingstsonntag 1911? „Ich

denke, ob ich es einem meiner Kinder wünschen sollte, sich in ein behagliches Nest zu setzen und voll der Ruhe das Leben genießen zu können? Nein! Weil es der Bestimmung, weil es der Natur des Menschen widerspricht, ohne Kampf durchs Leben zu gehen. Im Kampf“ (und doch war er im Grunde ein Friedfertiger!) „entfalten sich die Kräfte, im Kampf erschließt sich des Lebens Schöne, im Kampf ist Leben, Genugtuung, Hochgefühl — der Kampf selber ein Vorgeschmack des Lohnes, der seiner harret. . . . Und so will ich nicht trauern und verzagen, daß meinen Kindern vielleicht noch mehr als mir beschieden sein wird, den Kampf aufzunehmen. Möchte es mir nur gelingen, ihnen die nötige Bildung“ (beide Eltern waren auch darin überaus sorgsam), „den Mut und die rechte Gesinnung zu geben. Dann — der sie ins Feld stellte, wird den Sold nicht schuldig bleiben.“

März 1906 hatte er die Freude, den „Idealist“ wiederholt im Privatkreise vor gewähltem Publikum mit starkem Erfolge aufgeführt zu sehen. — Im Herbst des Jahres nahm er teil an einer ihn hochbefriedigenden „Tyroler Pilgerfahrt“ ins Heilige Land, die er auch beschrieb. Februar 1907 erhielt er für seine Trilogie, deren zweite sorgfältig überarbeitete Auflage 1909 erschien, den ersten niederösterreichischen Landespreis von 1000 fl. Herbst

1908 brachte er seinen ältesten Sohn nach Rom ins Germanicum. In Rom, wo er immer einen „Maßstab für das Große und Edle“ fand, arbeitete er an seinem kleinen Epos „Um Pulver und Blei“. Am 30. November blühte ihm wieder eine „ganz große Freude“: die feierliche Einweihung der auf sein Betreiben erstandenen Klosterneuburger „Kinder-Tagesheimstätte“.

Am 25. Februar 1909 feierte das Ehepaar Domanig silberne Hochzeit. „Und da habe ich“, heißt es im Tagebuch, „zum erstenmal in meinem Leben empfunden, daß ich den Leuten etwas gelte... Bei diesem Anlaß brachten die meisten christlichen Tyroler- und andere Zeitungen Feuilletons über mich und meine Arbeiten — da begann ein neuer Abschnitt in meinem Literatenleben.“ Mir schrieb er damals: „Sie sind es gewesen, die das Wagnis aufgebracht haben, der Welt zu sagen: Da ist einer, den man beachten sollte. Und das Wort, das Sie gesprochen, hat Widerhall gefunden. — So ist unser Familienfest für mich ein Tag von großer Bedeutung geworden. Geb' Gott, daß ich der Mission treu folge, deren ich mir seit jenem Tage erst recht bewußt geworden bin! Geb' es Gott!“

Am 16. und 17. Mai 1909 wurde in der Volkshalle des Wiener Rathauses durch den Verein „Deutsche

„Heimat“ das Schlußstück der Trilogie: „Andreas Hofer“, aufgeführt. Der Dichter konnte infolge eines schweren Unfalles seiner Frau nur bei der Schüler- vorstellung zugegen sein. „War das das Opfer“, heißt es im Tagebuch, „das ich für den kleinen Erfolg — denn einen solchen, und zwar nicht unbedeutenden, errang der Hofer — bringen sollte? . . . Wie Gott will!“ — Unterm 28. September 09 steht zu lesen: „Meine Gesundheit ist immer nicht die beste. Am Herzen fehlt's!“ Damals aber freute er sich über das eben erschienene Domanig-Büchlein „der E. M. Hamann“. — Die Arterienverkalkung machte Fortschritte, und er dachte oft und öfter ans Ende. Unterm 16. November 09 finden sich tiefernste „Gedanken“ im Tagebuch eingeklebt über Wesen, Zweck und Ziel des Menschen. Ich führe nur den einen an: „Mit zwei Flügeln erhebt sich der Mensch von der Erde, wohin ihn die Erbsünde zieht: mit seinem guten Willen und mit der Gnade Gottes. Läßliche Sünde vermindert die Kraft des Willens, ebenso die Gnade. Du mußt dich retten, das ist deine letzte und höchste Aufgabe, und niemand kann sie für dich besorgen.“

Das Jahr 1909 hatte ihm den Anschluß an den bekannten Leiter des Innsbrucker „Tyroler Theaters“, Direktor Ertl, gebracht, der, wie Domanig mir schrieb, „ganz Feuer und Flamme für die Trilogie“ war und

sie zur Zentenarfeier „während des ganzen Sommers (vor den 10 000 Fremden!) zur Aufführung bringen, dann damit reisen“ wollte. Es wurde mal wieder nichts Rechtes daraus. Egl. brauchte eine starke Subvention, die ihm nicht voll und vor allem nicht rechtzeitig gewährt wurde; auch erkrankte er, und die Trilogie erlebte weder chronologische noch vollständige Aufführung, was die Wirkung selbstverständlich stark beeinträchtigte. Unter den zu Innsbruck gegebenen Hoserstücken aber ragte Domanigs Dichtung turmhoch hervor. Selbst die sonst gegnerische Presse besann sich zum großen Teil darauf, dies anzuerkennen. — Zu den Proben fuhr der Dichter im Sommerurlaub nach Tyrol, wo ihm dann viel Freude erblühte, trotz aller Hemmnisse, die andere entmutigt hätten. Er selbst sah in solchen Vorkommnissen immer nur den Finger Gottes. — Im Dezember veranstaltete die Innsbrucker „Austria“ einen Domanig-Festabend, der dem „Kinderschutze von Tyrol“ 250 Kronen einbrachte. Der Gefeierte schrieb mir froh über diese „erste Ehrung“ in seinem Vaterlande — „etwa kommt's doch noch dazu, daß ich meinen Tyrolern etwas sein kann“.

Ein Jahr später, am 11. September abends 1910, da er auf dem Katholikentage zu Innsbruck beim Kommers der katholischen Studenten über „Moris-

mus und Heimatschutz" reden wollte, stellte sich das erste schwere Anzeichen zum — Lezten ein: unmittelbar ehe er die Rednerbühne bestieg, mußte er plötzlich Blut aufgeben; dennoch sprach er, wie er mir schrieb, „durch $\frac{3}{4}$ Stunden mit größter Kraftanstrengung“, worauf der Bluthusten sich wiederholte und „durch 36 Stunden währte“. Er verlor aber nicht den Mut, und seine Spannkraft behauptete sich abermals sieghaft: acht Tage später meldete er mir aus Delthurns die Fertigstellung der Neubearbeitung der „Fremden“. 1911 durfte er seinen 60. Geburtstag in erfreulicher Kraft und unter zahlreichen Treue- und Ehrenerweisungen feiern. Was ihn am meisten erfreute: die Ehrenbürgerschaft seiner Vaterstadt, wurde schon erwähnt. „Und so viele liebe Zuschriften aus Tyrol!“ Die Studentenschaft stellte sich ein; die befreundeten Literaten veröffentlichten Festschriften (Reichspost, All. Tyrol. Anzeiger), viele österreichische und reichsdeutsche Zeitschriften brachten Festartikel, und Wien selbst sah einen Domanig-Festabend. Die deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft ernannte ihn zum Ehrenmitgliede; „allerlei vornehme und kleinere Leute“ brachten sich in Erinnerung. Last not least: Der Erzherzog Thronfolger beglückwünschte den ehemaligen Lehrer ob seines „patriotischen, allgemein anerkannten Wirkens“.

Wie aber sagte der todkranke Hebbel? „Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Auch Domagala sollte das erfahren. Einstweilen schaffte und schuf er noch immer, suchte und fand auch dazwischen Erholung. Als er mich im Mai 1911 besuchte, macht er in der strammen Haltung (die den Untersehten an Wuchs größer erscheinen ließ, als er war), mit den frischen Gesichtsfarben, dem lebhaften Blitzen der tiefblauen Augen, vor allem der unmittelbaren Frische der Rede noch den Eindruck fast robuster Kraft; doch wußte er selbst, daß das türkische Leiden ihm bereits am Lebensmarke zehrte. Mannhaft sah er dem Kommenden entgegen, und sein Wunsch ging bescheiden nur auf „ein paar Jahre Frist“ für die Seinen und nicht zuletzt für den harmonischen Abschluß und die zielsichere Zusammenfassung seines Gesamtwerkes. Schon unterm 9. April hatte er mir mitgeteilt: „Der Gedanke, meine Biographie zu schreiben“ (das „Literarische Selbstporträt“ war schon 1907 erschienen) „als Einleitung und Erklärung meiner einzelnen Werke und meines Gesamtchaffens, setzt sich mehr und mehr fest. Wenn Gott Gesundheit gibt, dürfte es wohl dazu kommen. Ambitionen habe ich keine mehr; ich glaube vielmehr, daß meine Zeit, an die ich allerdings fest glaube, noch lange nicht kommen wird.“

Hoffentlich hat er sich in letzterem getäuscht,

aber erleben sollte er jenes und dieses nicht mehr. September 1911 hatte er noch sein dreiaktiges Bauernspiel „König Laurin“ vollendet; „in Veltturns, erst mit Überwindung,“ meldet das Tagebuch, „dann mit Lust und Befriedigung. . . . Das Ding ist etwas nüchtern noch, aber geschickt und voll starker Poin-ten — ich glaube auch, dramatisch wirksam“ (was sich glänzend bewahrheiten sollte). „Für das Hausgärtlein eine bedeutsame Bereicherung.“ Überarbeitet, gefeilt wurde noch später daran. — November 1911 schickte ihn „der Spezialist“ nach Südtirol. Als es schlimmer mit ihm wurde, ging er ins Sanatorium Hocheppan und konnte gegen Ende Januar wieder heimkehren. Aber er durfte „nur auf drei Stunden ins Amt gehen“ und mußte sich sonst „ganz der Arbeit enthalten“. Am 3. März aber hatte er „seit 20. Dezember an König Laurin zum ersten Male wieder eine Kleinigkeit gearbeitet“. Unterm 5. April 1912 schreibt er: „Mein Befinden ist ja nicht schlechter, im Gegenteil, aber es geht furchtbar langsam aufwärts.“ Unterm 22. Mai: „Im Amte mach' ich meine Arbeit, aber es geht keinen Tag ohne Heße ab. . . . Ich werde ja aushalten.“ Mitte April fühlt er, daß es „aufwärts“ gehe bei „vier Stunden angestrongter“ Amtstätigkeit. Im Juli führte ihn ein 14tägiger „Extraurlaub“ wieder nach dem geliebten Tirol. Im September be-

richtet das Tagebuch von leidlichem Befinden und Kraft zum Arbeiten: Mitte Oktober fuhr er, im „ordinären“ Urlaub, wieder in die Heimat, zur Erholung und zur Arbeit. Unterm 1. Januar 1913 heißt es im Tagebuch: „Mit Dank gegen Gott, der mir meine Gesundheit so ziemlich wiedergegeben und den Frieden und die Liebe in der Familie erhalten hat, beginne ich das neue Jahr — vielleicht ein Jahr der Unruhe, des Krieges. Aber was da kommen möge — ich halte einen Krieg für die Allgemeinheit nützlicher als das Anwachsen der Sümpfe, die sich um uns gesammelt haben — in manu domini sumus.“

Im Frühjahr 1913 erkrankte er heftig, mußte fünf Wochen liegen. An den Tröstungen der Kirche richtete er sich auf, verlor überhaupt nie den Mut. „Wenn's so fortgeht,“ notierte er am Vorabend des Fronleichnam', dem 21. Mai, „darf ich am nächsten Montag nach Tyrol verreisen.“ Er sah seinen Wunsch erfüllt; am 13. Juni schrieb er mir aus Aufhofen: „Ich bin mit mir zufrieden. Nur Atembeschwerden treten noch öfters auf.“ In Brigen besuchte er seine Tochter Maria mit der „Zweitältesten“, Irmgard, die er auf dem letzten Spaziergang, den der „schon Schwerkranke“ machte, zur kleinen Armseelenkapelle führte; „was ihn darin so anzog, war ein Hochrelief, die Schöpfung darstellend, eine neuere,

ganz vorzügliche Arbeit. Und wie er sich daran begeistern konnte!" Dann begab sich der Heilungsbedürftige ins Sanatorium Hocheppan, das er nicht mehr verlassen sollte, unter die ärztliche Obhut des bewährten und befreundeten Leiters Dr. Vilas. Irmgard Domanig, die Tochter, konnte es, trotz ihrer gebundenen Stellung als zweite Vorsteherin eines Wiener K. K. Töchterinstituts, wiederholt länger ermöglichen, dem kranken Vater ihre (geschulte) Pflege zuteil werden zu lassen. Sie hat nach jener erschütterungsschweren Zeit deren einfache Schilderung niedergeschrieben, die im Abdruck vor mir liegt, nebst Briefen unter meiner Adresse von ihrer und der Mutter Hand sowie einer noch von Karl Domanig selbst an mich gerichteten Karte unterm 9. Oktober: „Ich habe seit 10 Tagen keinen Anfall mehr gehabt, und mein Befinden bessert sich jeden Tag, so daß ich wohl hoffen darf, in zwei Monaten gesund zu sein.“

Inzwischen hatte ein schwerer Atemkrampf gegen Mitte August für sein Leben fürchten lassen. „Er überstand ihn aber und noch viele folgende schwere Anfälle. Er selbst erwartete mutig den Tod“, heroisch-standhaft und gottergeben wie der christliche Held, der er immer war. An die Seinen daheim hatte er damals für die Stunde des Abscheidens den letzten telegraphischen Gruß in Auftrag gegeben: „Gott be-

hüt Euch alle, Mama und Kinder. Karl.“ Aber es gab noch Lichtblicke. Am 10. Oktober durften die zwei ältesten Söhne vor ihrer Abreise nach Rom und London zu ihm kommen. Dieser Abschied griff allzu tief ein in die Kraft des Leidenden. Er erkrankte schwer, und am 20. Oktober erfolgte eine Gehirnblutung mit „Lähmung der linken Seite“ und einer „bedeutenden Trübung des Sensoriums“ im Gefolge. Der letzte Besuch, der ihn auf sein eigenes dringendes Verlangen sehen durfte, war Egger-Lienz, dem er beim Abschied Grüße an „Frau, Kinderlen und jedes einzelne Ihrer Bildln“ mitgab. Am gleichen Tage wies er auch an mich „den letzten Brief“ an.

Der 10. November aber fand ihn noch einmal auf seiner geliebten Terrasse. Die damals aufgenommene letzte Photographie zeigt ihn eingehüllt in Decken und Kissen, das Käppi auf dem ergrauten Haupt, die Zigarre in der Rechten, den ernst-freundlichen Blick geradeaus gerichtet; umgeben von den ihn liebevoll Betreuenden: der Tochter, dem berühmten Arzte und dessen gütiger Gattin sowie der Pflegerin; umfriedet auch von dem teuren heimatischen Gelände, angesichts dessen er einmal ausgerufen hatte: „Kann es ein schöneres Sterben geben als hier?“ Nein, er fürchtete nicht den Tod, den auch er als „letzten Freund“ erachtete. „Ich sterbe gern,“ sagte er in jener

Zeit der jäh abfallenden Lebenskräfte, „und habe gar keine Angst davor. Ich habe den Herrgott mein Leben lang bekannt, möge er mich jetzt bekennen.“ Dennoch trat ihm bisweilen die Sorge um die Lieben auf die Lippen, auch die Trauer um Unvollendetes: „Wenn ich nochmals zum arbeiten käme,“ bemerkte er einmal, „wie vieles wüßte ich mir zu tun!“ — Am 19. November führte er die Feder zum letztenmal, indem er in einem Akt der Dankbarkeit (für ihn sehr bezeichnend!) zur Namenstagsfeier der Pflegeschwester mühsam und „fast unleserlich“ sein eigenes Gedicht „Trost“ („Wanderbüchlein“) unter dem Titel „Frühlingslied der hl. Elisabeth“ in ein Exemplar der „Nachfolge Christi“ schrieb.

Am 20. leitete ein verhängnisvoller Anfall das „rapid“ Nahende ein. Er hatte schwer zu leiden, die Gedanken verwirrten sich oft, um sich immer wieder zur Klarheit durchzuringen. Am 29. November und auch später noch, in der fast „letzten Woche seines Lebens“, glaubte er sich im kleinen Scheinfeld, im Pfarrhof, beschrieb „Verhältnisse, Haus und Angehörige ganz richtig“. In der peinigendsten Not des Atmens und der Schmerzen „betete er ununterbrochen“. . . Einmal sagte er in der größten Angst und Qual: „Mein Gott, ich habe so viel Gutes im Leben gehabt, jetzt kann ich das wohl leicht er-

tragen!“ Am 7. Dezember „beichtete er noch wie alle Sonntage“, am 8. empfing er „mit klarem Bewußtsein“ die heilige Kommunion und „betete dabei selbst das Domine non sum dignus“. Den Tag über schlief er viel und sprach, wenn wachend, „fast unaufhörlich die Namen seiner zwei liebsten Menschen vor sich hin: Mama — Mutter.“

Die Nacht wurde unruhig; frühmorgens, 9. Dezember 1913, telegraphierte die Tochter an die Mutter, um sie zu rufen „und hoffte noch auf rechtzeitiges Eintreffen“ — umsonst. Gegen 9 Uhr ebte das Röcheln ab, der Kranke wurde „ganz ruhig“. Man hörte ihn Stoßgebete murmeln, er selbst tastete nach dem Sterbekreuz und küßte es. „Immer stiller wurde er — klar und weit waren die schönen blauen Augen geöffnet, langsam schlossen sie sich.“ In den Armen der Tochter verschied er „ganz still und ruhig wie ein Kind, das man einschläfert, ohne einen Tropfen Todessehnsucht auf der Stirn“. Als die Gattin mit der ältesten Tochter und den drei jüngsten Kindern eintraf, sah sie den Unerseßlichen aufgebahrt: „ohne jeden Leidenszug, mit rosiger Gesichtsfarbe, nicht eingefallen, ganz wie schlafend lag er da“. War es nicht Domanig selbst, der von der Schönheit des christlichen Todes gesprochen hatte? Nun bestätigte sich diese Wahrheit an ihm selbst — und sie erleichterte,

erhob denen das Herz, die den Verlust seiner sichtbaren Gegenwart am herbstlichen empfinden mußten.

Seit länger war es Karl Domanigs großer, jedoch unerfüllbarer Wunsch gewesen, für die ganze Domanigfamilie, so recht zu deren ständiger inniger Zusammenschließung, einen Herrensitz in Tyrol zu erwerben. Ein anderes heimlich Ersehntes wurde ihm jetzt zuteil durch die Liebe der Gattin, der er „stets sein Bestes gedankt“: er wurde eingebettet in den Heimatboden seiner Vaterstadt Sterzing. Ehe die teure Erde ihn aufnahm, lag er aufgebahrt im Vaterhause. „Bauern, Kinder, alles, ganz Sterzing kamen hinauf von früh morgens bis spät abends und beteten an seinem Sarg. So hat er sich's immer gewünscht, ohne daß er es zu hoffen wagte.“ Für sie aber, die ihm dies letzte bereitete, lag unaussprechlicher Trost in dem Gedanken, „ihm nun den größten und liebsten Wunsch erfüllen“ und eben dadurch „ihre Liebe zum Ausdruck bringen zu können“. — Am 12. Dezember nachmittags fand die Bestattung statt, unter Ehrenbezeugungen, wie sie der Dichter vielleicht nie geträumt hatte. Vertreten waren außer dem Brigener Fürstbischof: der Erzherzog Thronfolger, dessen schöner Kranz die übrigen unzähligen krönte, der Statthalter, das Oberstkämmereramt, die Beamtenschaft des Kunsthistorischen Museums, die Universität Innsbruck, der

Verein katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs, die Verbindungen „Austria“, „Welfia“, „Norica“ und „Nordgau“. Und viele, viele Freunde waren herbeigeeilt, Sterzing selbst aber gab mit den Hinterbliebenen, den Ehren- und Trauergästen das Grabgeleite, wie es glänzender wohl nie in diesen Straßen gesehen worden war. In der Pfarrkirche, an der Domanig'schen Familiengruft wurde der Sarg eingesenkt; herzbewegende Klagegesänge und Nachrufe erklangen, — es schien, als hätte die Welt draußen plötzlich gewußt, was es um den Verlust dieses Mannes war.

„Nun ruht er in seiner geliebten, schönen Heimat, die Berge schauen auf ihn herab“ — und — horch! — wachst es nicht in ihrem Hauch wie ein Gruß herüber? Dieser nämlich: Du gehörst zu uns wie zu dem ganzen Lande. Fest wie wir stand deine Treue, und fest wie deine Treue soll stehen das Angedenken dessen, was du schufst und was du warst. Kinder und Kindes-
kinder werden deinen Namen und dein Wirken in stolzer Dankesfreude künden — besser, als Eltern und Voreltern es getan. — — —

Gilt es noch, die Linien des Persönlichkeitsbildes, das die vorstehenden Blätter dartun, konzentrierend zusammenzufassen? Ich erachte, nein. Dennoch sei ein Weniges gesagt:

Karl Domanig war als Mensch und als Dichter durchaus eine Verpersönlichung mannhafter, ritterlich-edler Treue. Treu seinem Gott, seiner Kirche, seiner Heimat: dem engeren und weiteren Vaterlande; treu seinem Kaiser, seinem Volk, seinem Deutschtum, seinem Beruf; treu den Familientraditionen, den Seinen, den Freunden; treu vor allem sich selbst: den erwählten Grundsätzen und erworbenen Überzeugungen, der großen Weltanschauung, die er ringend sich zu eigen gemacht; treu nicht zuletzt den Anlagen, die ihm ins Leben mitgegeben wurden, vor allem dem Besten seiner Gesamtprägung: dem unvergänglichen Ich im Ich. Und zwar war es eine Verpersönlichung leuchtender Treue, von einer Leuchtkraft, die sich nie verbergen konnte, weil der ganze Mann und Künstler, bewußt und unbewußt, sich selber in allem, was er war und tat, umsetzte und gab: in heiligender Ziel- und Zwecklichkeit, weiten Blickes vorwärts schauend und strebend, ohne aufdringliche Ichbetonung, aber auch ohne jedwede Konzessionsmacherei, in echter Duldsamkeit jedoch gegen alles was Mensch und Menschentum heißt, nicht aber gegen das Unterminierende, Zersetzende darin, dem er Kampf geschworen hatte bis zum letzten Atemzuge. Gott und die Ideale, die Christlichen, bestimmen wir genauer: die christkatholischen, wie er sie als Kern, Quell

und Ziel für sein tyrolisches Volk forderte und für das österreichische, das deutsche ersehnte, standen ihm zuhäupten des eigenen Richtweges und wiesen ihm die Bahn durch Sturm und Wogendrang, durch Wüste und Dürre, durch lebenslange Enttäuschung, Verkenennung und Vereinsamung (des Künstlers). Mut und Gottvertrauen ließen ihn nie, wie ihn die kindlichsonnige Hoffnung nicht ließ auf ein künftiges Werden, noch die suchende und nachgehende Liebe zu allem Erhabenen und Schönen, zu Gerechtigkeit und Recht und zu dem Edlen in den Brüdern, denen er dienen wollte wie ein selbst- und gotterwählter Diener des Höchsten.

Daß Mensch und Dichter in Domanig eins sind, wird erkennbar auf den ersten Blick. Denn, wie schon bemerkt, der ganze Mann steht hinter seinem Werke. Und dieser Mann war voll Klarheit, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Gläubigkeit, Tapferkeit, Kraft, Zielbewußtheit, Gewissenhaftigkeit, Geduld, Selbstbescheidung, ergreifender Dankbarkeit, Güte d. i. Weisheit der Liebe. — Wie er als Dichter, als Künstler zu nehmen ist, hat er uns selbst gesagt: „wohl zu allererst als Tyroler und tyrolischer Volksmann“ („Eiter. Selbstporträt“). Es ist einmal behauptet worden, daß in ihm „ganz Tyrol“ zu finden sei; wir bestimmen genauer: das Beste, das Kernhafte von „ganz Tyrol“. Da ver-

steht es sich denn wohl von selbst, daß er als Mensch und Dichter ein Mann des einfachen Wortes war: des Wortes markiger, straffer Geschlossenheit — so sehr, daß Uneingeweihte zunächst bei ihm auf „Nüchternheit“ der Anschauung und Empfindung schließen dürften. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht; wer in den knappen Ausdrücken und Wendungen einen tatsächlichen Gefühls- und Schöpfungsreichtum erahnt; wer hinter dem angeschlagenen Ton den Akkord, hinter diesem die Melodie, hinter ihr die Grundmotive und die organische Einheit der Komposition zu erlauschen vermag; wem die wuchtigen Umrisse die Gestalten von Fleisch und Blut, zugleich ein lebensprühendes Geschehen offenbaren: der weiß, daß hier ein Vollcharakter und ein Vollkünstler, ein echter, von Intellekt, Adel und Schöpferkraft durchleuchteter Höhenmensch aus seinem Unmittelbarsten zu ihm spricht, ihm Blicke eröffnend in ein Verheißungsland, dessen Segnungen zu verbreiten er selber bereit und berufen war. Freilich will er in seiner Fülle und Tiefe aufgeschlossen sein durch das Entgegenkommen des Lesers und Hörers, dem er dann selbst alsbald entgegenkommt mit reichem Lohne: mit Kunst- und Seelengaben, die mitstammen auf Ewigkeitsziele deuten und diese erreichen helfen.

Genau besehen, trägt Domanig die Merkmale

christlich-nationalen Heldentums; ihn durchsonnte auch der tiefgründige, gehaltene Humor, der jenem zu eignen pflegt. Deutsch war er durch und durch, vor allem — was schließlich Wesensgleiches bedeutet — durch und durch tyrolisch. Ob je einer sein Heimatvolk und -land glühender geliebt hat als er? Glühend, aber nicht blind. Je mehr er in die Sprach-, Denk- und Empfindungsweise des tyrolischen Hauses eindrang, je fester er sich auf den Boden der geschichtlichen wie der sozialen Tatsachen stellte, desto klarer, in Ursache wie in Wirkung, wurde ihm jener Zug zur Zwiespältigkeit, der bis auf den gegenwärtigen Tag das Tyrolertum kennzeichnet. Domanig hat schwer darunter gelitten, aber sich auch unter diesem Druck desto bewußter zu selbständigem Urteil aufgeschwungen, zu jener ehrlichen, offenen Unabhängigkeit, die seine ganze Persönlichkeit hob und durchstrahlte. Kraft dieser Objektivität eignete er sich hervorragend für jene Vermittlungsmission, an der er seit den 20 Jahren tyrolischen Bruderzwistes arbeitete (s. sein Büchlein „Zum Frieden“ mit dem „Grobianus“, „Niklas von der Glüe“ und dem „Zweikampf“).

Besser hat niemand erkannt als er, was es — ich führe seine eigenen Worte an — um die „providentielle Mission“ dieses Landes und Volkes ist, „eine Mission, welche jeder einzelne zu erfüllen hat an den vielen,

die aus aller Herren Länder jeden Sommer das Land durchfluten, zahlreicher als die Heere Lesebros, und sie machen Bekanntschaft nicht mit dem Stutzen der Tyroler, aber mit dem Charakter, den Gesinnungen, dem ganzen Wesen des Volkes. Und nun ist es für so viele das erstemal, daß sie ein katholisches Volk kennen lernen. Sie sind begierig darauf; die meisten unter den andersgläubigen Fremden haben unsere Religion bisher nur vom Hörensagen und nach Zerrbildern gekannt; tausend Vorurteile bringen sie ihr entgegen. Aber nun sind sie in Tyrol, mitten in einem grundkatholischen Volke; da sehen sie es mit Augen und können sich dem nicht verschließen: Das ist ein gesundes, tüchtiges Volk, voll schöner Talente, voll guter Eigenschaften des Herzens, ein wahrhaft adeliges Volk. Und alle Zustände geordnet; die Felder, die Häuser und Kirchen geben Zeugnis, wohl nicht überall von großem Wohlstande, aber überall von der Arbeitsamkeit und der idealen Gesinnung, von der hohen Kultur dieser Menschen! Und dann kommen sie nach Hause, Zehntausende von Fremden, mit anderen Vorstellungen über unsere Religion, als sie hierher gebracht haben: sie haben Tyrol und in Tyrol ein katholisches Volk, sie haben den Katholizismus selber kennen gelernt“ (s. „Die Fremden“).

Dieser kulturellen Weltmission der Heimat hat

Domanig — im letzten Grunde — sein Gesamtſchaffen unterſtellt, deſſen Motto lautet: „In Treue feſt und unverwandt für Gott und Fürſt und Vaterland!“ Und eben darum iſt ſeine — wie erwähnt — weſentlich tyrolische, zugleich kerndeutſche Heimatdichtung ſo vorbildlich, ſo hochwichtig anregend für alle Gaue, in denen „die deutſche Zunge klingt“, ja, durch Übermittlung, für jegliches Volk, das ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen vermag. Denn echte Heimatkunſt weckt unfehlbar alles ihr Weſensähnliche, wo immer ſie auf dieſes ſtößt. Eben deſhalb (wie ich ſchon in meinem Domanig-Büchlein ſagte) greift die Miſſion gerade ſolcher Dichtung ſo tief und ſo weit: bis in den verborgenſten Herzwinkel, bis an den fernſten Zonengrad, weil ſie das Wahre, das Beſte, das Unvergängliche in uns unmittelbar anfaßt, durchdringt, entwickelt.

Nun ſollte es heißen, Domanigs dichterisches Lebenswerk darzuſtellen. Schwer genug fällt es mir, juſt hier Entſagung üben zu müſſen, aber meine Aufgabe iſt bereits erfüllt. Um jedoch dem nach Zuſammenſchluß verlangenden Literarhiſtoriker und Freunde in mir wenigſtens etwas genug zu tun, ſei noch ein Gesamtbild des poetiſchen Schaffens Domanigs gegeben, ſonſt aber zu näherem Eindringen auf A. Dörrers „Ergänzungsband“ (VI. Band) hingewieſen.

An Dichtungen in Buchform erschienen:

1885—1897 die dramatische Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf“ mit den drei Hauptteilen „Speckbacher, der Mann von Rinn“, „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall“, „Andreas Hofer, der Sandwirt“, dem Vorspiel „Braut des Vaterlandes“ und dem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal“.

1889 Das Schauspiel „Der Gutsverkauf“.

1890 Die poetische Erzählung „Der Abt von Siedt“.

1893 „Kleine Erzählungen“.

1898 Der Roman „Die Fremden“.

1901 Das Schauspiel „Der Idealist“.

1906 Die Gedichtsammlung „Wanderbüchlein“.

1907 Das Schauspiel „Die liebe Not“.

1908 Das Volksbuch „Hausgärtlein“.

1909 Die epische Dichtung „Um Pulver und Blei“.

1911 Das poetische Vermittlungsbüchlein „Zum Frieden“.

Die meisten dieser Werke sind wiederholt, und dann immer nach erneuter sorgfältigster Durcharbeitung seitens des Autors, aufgelegt, einige von ihnen fremdsprachlich (ins Englische, Norwegische, Tschechische) übertragen worden.

An dieser Stelle können also nur ein paar Streiflichter hinsichtlich der Einzeldichtungen aufgesetzt werden. — Da ist zunächst das „Wanderbüchlein“,

das Irirische Ausweis- und Bekenntnisbuch eines ganzen reichen, in die Tiefe gehenden Menschenlebens — auf einem etwas mehr als halben Hundert Druckseiten! Wo findet man sonst eine Selbstbescheidung wie diese? Eine Selbstbescheidung aber inmitten einer machtvoll zurückgehaltenen Empfindungs- und Gedankenwelt, aus welcher der Verfasser nur einzelne, klare Töne zu uns herüberklingen läßt. Für den mit der Intuition des Herzens Hinhorchenden verbinden sie sich zu einer ergreifenden Symphonie, die auf eine Fülle erschlossener, aber nicht übermittelter Harmonie deutet.

Da sind ferner die Erzählbücher in Prosa: a) Die Sammlung „Kleine Erzählungen“, Kabinettstücke eines tiefschürfenden Idealrealismus, der sich in das Gewand vollendeter künstlerischer Konzentration und Schlichtheit hüllt. Das Ganze und jedes einzelne berichtet von einfachen irischen Menschen, über deren ihnen selbst fast verborgenes Seelenleben, dessen Schleier des Dichters Hand ehrfürchtig hebt. Der Gewinn ist ein ungeahnt großer für jeden, der lauterer Volkstum in seinen letzten Gründen, in seinen Wurzelfäden zu verfolgen vermag und liebt; b) der Roman „Die Fremden“, eine beabsichtigte, aus kraft- und zielsicherem vaterländischen Gemeininn mit künstlerischen Mitteln herausgearbeitete Tendenz-

dichtung, deren Vorwurf die maßvolle Bekämpfung des Fremdenunwesens bildet. Zweifellos wiegt das Buch als patriotische Tat schwerer denn als literarische Leistung, wie achtungswert diese sich immer gibt; c) das „Hausgärtlein“, ein urrechtes, tyrolisch-tyrisches Volksbuch, in dem ungebundene und gebundene Rede sich reizvoll mischt. Es ist aus vielen Einzellstücken Domanigscher Autorschaft stofflich und formal abwechslungsreich, thematisch einheitlich, und zwar organisch, aufgebaut. Volkstum in seinen verschiedenen Bekundungen bildet das Thema, Volkstümlichkeit in künstlerischer Beherrschung den Ausdruck dieser Darstellung, in die nach wohlervogener Absicht des Verfassers auch leise das Anekdotenhafte hereinspielt.

Da sind zudem die zwei längeren epischen Dichtungen: der vor der Kritik zu hohen Ehren gelangte psychologisch zarte, darstellerisch kraftvolle, technisch fein geschliffene „Abt von Siecht“, stofflich geschickt verschmolzen aus Geschichte und Klostertradition, und das kleine Prachtstück „Um Pulver und Blei“, eine historisch-psychologisch orientierende und motivierende Einführung zum großen Dramenzyklus mit der Widerspiegelung tyrolischen Heldentums in seinen Ursprüngen. Alles ist vollbegründete und vollberechtigte Wirkung in dieser von Wucht und Klar-

heit getragenen Epopöe, die jedes Wort an seiner Stelle hat und bei entsprechendem mündlichem Vortrage dramatisch zünden muß.

Da sind des weiteren die drei sozialen Bühnenstücke, Volksdramen im gehobenen Sinne: 1. „Der Gutsverkauf“, eine Dichtung von der Heimat der Scholle und des Herzens. Lautere, ringende Liebe zum angestammten Erbgut, der leichtsinnige Gleichgültigkeit und schnöde Habsucht gegenüberstehen, die schwere Bedrohung der äußeren wie der inneren Heimat und die glückliche Überwindung aller einschlägigen Gefahren geben Vorwurf, Stoff und Handlung; 2. „Der Idealist“, eine Dichtung von der Heimat der Kunst und des Herzens. Dieses Lieblingswerk Domanigs spiegelt das ganze heutige Theaterelend wider, stellt glänzend humorvoll, auch satirisch die falsche „moderne“ Bühnenkunst der echten, bleibenden gegenüber; 3. „Die Liebe Not“, eine Dichtung von der Heimat des Künstlers und des Herzens, zugleich ein bemerkenswertes Stück Selbstbiographie. Der Ton liegt auf dem Beiwort: „lieb“, weil die recht erfasste und ertragene Not läutert, befreit, hebt, weil sie zum seelischen Heimfrieden emporträgt.

Da ist endlich Domanigs eigentliches Lebenswerk: „Der Tyröler Freiheitskampf“. Das Vorspiel

veranschaulicht die Motive, das erste Drama die Entstehung, das zweite den Höhepunkt, das dritte das Ende, das Nachspiel die bleibende weltgeschichtliche Bedeutung der großen Bewegung. Markige Geschlossenheit überall, und eine nun von Ergriffenheit, nun vom Humor, immer von künstlerischem Takt vorgeschriebene Zurückhaltung. Kern und Mittelpunkt: Wahrhaftigkeit, Geschichts- und Lebenstreue, getaucht in dichterische Intuition, in künstlerische Gewissenhaftigkeit. Nichts beschönigt, weder Volks- noch Einzelcharakter idealisiert. Alles Menschliche, auch das Irren und Sündigen bei Freund und Feind, ins rechte Licht gestellt. Und dennoch für den objektiven Leser oder Zuschauer das derartigen Bühnendichtungen gegenüber eine Notwendige gerettet: die innerste Anteilnahme, die staunende, flammende, mitreißende Begeisterung. Schon Alfred Freiherr von Berger urteilte entschlossen: „Dieser Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrere Male alle Dramen gelesen mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unserer todkranken Bühne keine Erfolge zu erzwingen sind, so ist dies ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit.“

Er verwies auf die Zukunft als die Zeit Do-

manigs; Domanig selber tat dies auch in edelstolzer Ergebung. „Klagen“, hat er einmal gesagt, „macht eine schlechte Figur; was ein echter Mann und ein echter Dichter ist, wird sich durchsetzen. Das hoffe ich auch für meine Werke.“ Das aufsteigende bittere Gefühl, daß dies erst nach seinem Tode geschehen solle, wußte er „unter die Füße zu bringen“. So schrieb er seine „Verlassenschaft“ (Wanderbüchlein) mit dem bündigen Frage- und Antwortspiel des Anfangs- und Schlußverses: „Und was an Gütern hinterläßt du? Sag! . . . Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag.“

Auch ich glaube an „seine“ Zeit, die kommende, nach der wir zu Ungezählten sehnsüchtig ausschauen und die wir vorbereiten helfen möchten, wie er es tat, Domanig, „von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften“: die Zeit der allgemeinen Gesundung, der vertiefenden Vereinfachung, der stählenden Vereinheitlichung, die Zeit des edleren Menschentums. Möge sie denn aufgehen, bald, — das Gesamtwerk dessen, der an sie glaubte wie an sich selbst, wird sie anbahnen helfen.

